This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574873 5

Georg Hirschfeld
Freundschaft

1. Fiction, German 29 p.

in eigenth. Sedig.

Zum Andenken.

Weißer Hirsch, Januar 1904.

Ihr
Georg Hirschfeld

Freundschaft

NGL
Hirschfeld

Von **Georg Hirschfeld** erschienen in demselben Verlage:

Dämon Kleist. 1895. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Die Mütter. 1895. Schauspiel. 3. Auflage 1900. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Zu Hause. 1896. 1. Akt. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—

Der Bergsee. 1896. Erzählung. Geh. M. 2.—, geb. M. 3,—

Agnes Jordan. 1897. Schauspiel. 2. Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Pauline. 1899. Berl. Komödie. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Der junge Goldner. 1901. Schauspiel. Geh. M. 2.50, geb. M. 3,50.

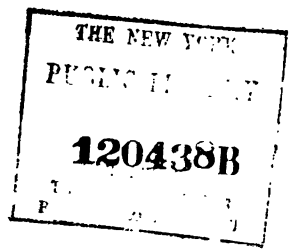
Freundſchaft

Novelle

von

Georg Hirſchfeld

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1902.



Alle Rechte vorbehalten.

I.

Berlin, bei Doktor Wied.
Eichhornstraße 14, III.

Am 30. August 1896.

Liebe Mutter!

Ich bin sehr glücklich, daß ich hier bin und bei Mathilde Wied. Das heißt, lieber wäre ich mit Euch allen hier. Aber der Heimweh ist ein Feind, und das muß man wissen. Nicht in sich hineinstarren, garnicht fragen, warum bist Du hier, wo dich niemand lieb hat, sondern nach oben sehen, denn die Sonne ist über Norwegen und über Deutschland. Ich schicke Euch Grüße durch (mit) sie. Aber die Reise war seltsam. Ich weiß nur noch eines davon und will es im Herzen behalten — das Meer. Weißt Du, Peter, das Meer ohne Wissen von Land und Menschen. Das Meer hat mich geöffnet, und den Abschied habe

ich vergessen, und an Euch kann ich jetzt viel besser und freier denken. Versteht Ihr mich? Am liebsten möchte ich das alles auf unsere Sprache sagen, aber ich will es nicht, ich will nur deutsch an Euch schreiben, und Peter wird es übersetzen, das übt so gut, das heißt für mich, wenn ich alles deutsch schreibe.

Am Abend kam ich an in Berlin und wurde von Mathilde Wied am Bahnhof gewartet. Wir fuhren dann in einem häßlichen Wagen nach ihrer Wohnung, und ich fand Deinen Brief, liebe Mutter. Welche Freude war das für mich — nun war es gar nicht mehr fremd. Aber Du mußt Dich nicht um alles ängstigen. Weil ich allein gereist bin? Wer sollte mir etwas thun? Ich glaube, daran sind einsame Mädchen meistens selber schuld. Ich habe während der Reise gar nicht an Gefahr gedacht. Das Meer verbrüdert alles. Auf unserem Schiff waren nur gute Menschen, bis auf einen Schwätzer, der mich oft gestört hat.

Seht, wäre ich bei Euch geblieben — es wäre auch gegangen, ich hätte noch viele Jahre so leben und arbeiten können, wie ich gearbeitet habe, es wäre gegangen, aber es wäre nicht gut gewesen. Verkommen wäre ich an Leib und Seele. Nicht

die Arbeit in Schilds Bureau hätte mich krank gemacht, nur das Bewußtsein, immer und immer für den Tag zu gelten, für Brot zu leben, ohne Aussicht, o so gar nichts schaffen, finden, sein! — Es wäre nicht gegangen. Wenn Vater noch lebte, würde er mir recht geben, und Deine Sorgen, liebe Mutter, würde er auf höhere Wege bringen. Verzeih mir, aber es ist so. Ich bin doch auch ein Mensch, und die Welt ist meine. Ich werde suchen und werde finden, das bin ich gewiß. Gesund bin ich ja. Auf die dummen Nerven achte ich nichts. Als Vater noch gesund war, ging er oft mit mir am Hafen spazieren, und wenn die großen Schiffe abfuhren, fragte er mich immer: „Nun, Anna, möchtest Du nicht mit?“ Dann sagte ich: „Vater, hier ist doch die Heimat?“ Da sagte er: „Gewiß — aber wenn alle Menschen ihre Heimat hinaustrügen über die Meere, dann würden sie besser und freier sein.“ — Warum hat er das zu mir gesagt? Zu einem Mädchen? Er hat doch selber so um sein Leben kämpfen müssen, mehr als Du wußtest, liebe Mutter, und war immer daheim. Er konnte doch nicht denken, daß seine Tochter in die Welt hinauskommen würde, wenn sie nach seinem Tode gar nichts zu leben hatte und nur

verdienen mußte. Von Herrn von Waldberg wußte er doch nichts. War er ein Mann, daß er mein Herz mit falscher Sehnsucht füllte? Mit allen seinen Fehlern nicht. Denn er wußte, wie bewegt ich immer war, und daß ich an alles glaubte. Ich bin ihm doch in vielem so ähnlich. Er war phantastisch und gut, und ich halte ihn immer noch für einen großen Menschen, denn die Sorge, die mir jemand bereitet, kann mir nicht das Urteil über ihn drehen.

Thatsache ist: Ich bin in Berlin, ich werde mich heute Vormittag auf der Stelle melden in der Bank in der Behrenstraße, wo mich Herr von Waldberg empfohlen hat. Ich werde von Morgen bis Mittag dort arbeiten, gerade so wie zu Hause, ohne Herz, nur mit Kopf und Händen, und Nachmittag bis Abend, da will ich atmen, frei sein, etwas anderes thun. Nachts schlafen, das muß sein. Also Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, Mutter, und alle unruhigen Briefe machen mir nur Unruhe, verstehst Du, denn ich denke immer, es steckt was hinten und Peters Augen sind wieder nicht gut.

Lieber Peter, schreiben darfst Du, aber nicht malen und nicht lesen, versprich mir. Du kannst

Dir nicht denken, was für Hunger ich habe nach Arbeit und Durst nach Kunst! Durst aber ist schöner als Hunger. Heute Nachmittag will ich sofort die beiden Schriftsteller besuchen, an die mich Herr von Waldberg empfohlen hat. Das heißt, ich freue mich nur auf den einen, auf Brander — der andere, Rosen, geht mich nicht an. Nur sagte mir Herr von Waldberg, daß Rosens Schriften bei uns im Norden ebenso viel gelesen werden könnten als in Deutschland, wenn sie nur gut übersetzt würden. Ich muß auf das Geld sehen, gerade heraus gesagt, und hoffe, Rosen wird mir Autorisation geben. Das nützt dem Uebersetzer, wenn auch das Original in Skandinavien nicht geschützt ist. Aber Brander, Dein Brander wird lachen, wenn es herauskommt, daß ich schon ohne Wissen, ob ich darf, seine meisten Gedichte übersetzt habe. Wie neugierig bin ich auf ihn. Ob sein Bild ganz richtig ist? Es ist so ruhig. Ich werde Angst haben, wenn ich ihn sehe, denn mir werden die Nächte einfallen, wo ich Dir seine Gedichte vorlas und Du mir. Erst gehe ich zu Rosen, um es hinten zu haben. Sie sollen auch nicht weit voneinander wohnen.

Nun habe ich aber noch gar nichts erzählt,

wo ich wohne und bei was für eine herrliche Frau. Peter, Mathilde Wied, die müßtest Du malen. Weißt Du, ein Donatello-Profil. Wie dankbar bin ich Dir, daß Du mich empfohlen hast. Du kennst ja nur den Mann aus München. Weißt Du, um welche Zeit ich diesen Brief schreibe? Es ist sechs Uhr morgens. Ich konnte nicht schlafen. Mein Zimmer ist klein und hübsch, Mathilde hat mir Blumen hineingestellt, als ob sie wüßte, daß ich dann fröhlich bin, aber es war zu hell zum Schlafen, denn ich konnte die — ja, nun fehlt mir ein dummes Wort, aber norwegisch sage ich nichts — also ich konnte die grünen Fensterthüren nicht schließen, ich wäre fast hinausgefallen dabei. So sah ich vom Bette aus den Mond und später die Sonne. Dann sprang ich heraus, goß mich über mit Wasser, und dann war alles gut, bis auf Kopfschmerzen, an die ich ja gewöhnt bin. Mathilde Wied ist schön. Ich muß Dir das Bild schicken, das sie mir gestern Abend gegeben hat, ganz einfach, ohne Worte, nur weil ich es haben wollte. Aber Du mußt es mir wiederschicken, denn ich habe sie lieb. Ihre Hände heilen Wunden. Denke Dir, sie ist Bildhauerin und hat ein großes Schüleratelier in der Wohnung. An ihren Mann

muß ich mich erſt gewöhnen. Er iſt durchaus kein gewöhnlicher Menſch und ſoll ein vorzüglicher Arzt ſein. Aber er iſt ſo: Wenn man ſagt, die ziehenden Wolken am Himmel mögen Euch Grüße in die Heimat bringen, dann erklärt er einem, daß das nicht möglich ſei, weil ſie ſich vorher auflöſen würden, und lächelt dabei ſo wiſſenſchaftlich. Ich glaube, er hat keine Phantaſie. Das ſind arme Menſchen, und ich faſſe nicht, wie Mathilde ſo ruhig und glücklich ſein kann. Ich habe doch nur meinen Heimweh gemeint, meine Sehnſucht. Er iſt kalt. Aber ſie haben einen langen, harten Weg zuſammen gemacht, ſie arbeiten immer und kennen ſich. Mathildens Liebe iſt auch nicht der lügneriſche Rauſch, ſie hat die große Liebe Chriſti. Wer kann wiſſen, welche Schätze in ihr ſind. Was bin ich dagegen! Eine Welle, immer nur geſtoßen und getragen, und wenn ich ans Land komme, zieht mich das Meer zurück.

Lieber Peter, ich muß ſchließen, denn es wird lebendig um mich her, Mathilde wird kommen. Wenn man ſolche innige Freude hat auf einen Menſchen wie ich auf ſie (auf ihr?), das iſt doch ſchön — ich liebe ſie, ich ſehne mich danach, zu ſehen, wie ſie am Tage ausſieht, ich liebe ihre

Augen, ihre Stimme, ihr Hände, ihre Füße. Ich weiß, daß ich nicht mehr ganz allein bin.

Nachher will ich ausgehen und freue mich schon wie ein Kind auf Berlin, denn gestern Abend sah ich fast gar nichts. Ich schreibe morgen wieder, wie alles abgelaufen ist. An Herrn von Waldberg werde ich schreiben, so bald ich die Stelle angetreten bin. Strümpfe kannst Du mir schicken, liebe Mutter, und von den Fruchtpasten, bitte, bitte. Peter, arbeite nicht zu viel, thu mir die Liebe, in Deiner Seele ist auch Kunst. Geld verdienen ist meine Sache. Ich kann ja nicht umsonst einen Zentner heben. Margarethe und Paulchen neunundneunzig Küsse, sie sollen sehr artig sein und Anna Ehre machen und Mutter keinen Aerger. Leb wohl, Peter. Lebt alle wohl. Anna.

Uebrigens bitte, lieber Peter, ich habe immer, wo ich zweifle, Worte in Klammern geschrieben, bitte lasse mir doch durch Mutter sagen, wie es richtig ist, das übt so gut.

II.

Anna Friburg wußte bald, wie sie den Weg aus der Eichhorn- in die Behrenstraße zu nehmen hatte, auch gab ihr Doktor Wied, den sie beim Frühstück traf, einen Plan von Berlin mit. Als sie nun die bunte, schottische Mütze auf das blonde Haar gedrückt hatte und gehen wollte, sagte Frau Wied, indem sie von ihrer reizenden Erscheinung ganz befangen, lächelnd ihre Hand festhielt, sie möchte doch ja pünktlich zum Mittagessen zurück sein, da es lauter Leibgerichte gäbe, die sie ihr gestern Abend abgelauscht hätte. Und ob sie denn wirklich heute Nachmittag schon die beiden Dichter, welche übrigens Junggesellen wären, in ihrer Wohnung besuchen wollte. Anna meinte, sie dürfte durchaus keine Zeit verlieren, auch freute sie sich zu sehr auf Brander. Frau Wied erwiderte herzlich, dann würde sie mit ihr gehen, sie könnte es

ganz bequem ſo einrichten, da ſie nachmittags keine Schule hätte. Aber Anna bat ſo dringend, ſie möchte doch nur ihretwegen keine Störung in ihr Leben bringen, der Gedanke wäre ihr ſchrecklich, daß Frau Wied errötend ſchwieg und ſie gehen ließ.

Draußen auf der Straße kam Anna friſche Herbſtluft und Lärm entgegen. Sie jauchzte faſt, als ſie hinaustrat. Unendlich mannigfaltig drang das neue Leben auf ſie ein. Sie fühlte ſich frei in dieſer fremden Welt und ſah den Leuten mit blauen Augen ins Geſicht, indem ſie kaum ein Lächeln unterdrücken konnte. Aber ſie fand keinen Wiederhall, und das verdroß ſie ein wenig. Die Frauen blickten ſie neugierig an, und kaum war ſie vorüber, ſo blieben jene ſtehen und ſahen ihr nach. Die jungen Männer verſtanden ihre ſüße Stimmung falſch und ſtarrten ihr frech ins Geſicht oder ſuchten ihr durch irgend eine Poſe zu gefallen. Anna ärgerte ſich erſt, dann ſchrieb ſie es aber ſchließlich der Fremdartigkeit ihrer Erſcheinung zu, die ihr bewußt war. Der erſte Menſch, der ihr gefiel, war ein Bettler, und ſie gab ihm leidenſchaftlich eine Mark. Allmählich war ſie durch die Potsdamer Straße bis zum Thor gelangt.

Dort kaufte sie Herbstblumen bei einer alten Frau und versuchte ihren Plan zu studieren, doch als sich dies bei dem heftig treibenden Winde als unmöglich herausstellte, schritt sie, nachdem wieder ein ganzer Troß von Pferdebahnen, Omnibussen und Droschken an ihr vorübergerasselt war, befangen und mit den Füßen trockene Stellen suchend über den Fahrdamm. In die Bellevuestraße guckte sie hinein und freute sich über die rauschenden Kastanienbäume. Dann aber, angesichts des ungeheuren Wirrwarrs von Wagen, Straßenzügen und Menschen, hörte plötzlich die bekannte Welt für sie auf, sie stand verzagt und entschloß sich endlich, einen Dienstmann zu befragen, der rotnäsig neben der Normaluhr träumte.

Sie trat an ihn heran: „Ach sagen Sie mir, wie komme ich wohl am besten in die Behrstraße von hier aus?“

Der Alte erwachte aus seinem Halbschlaf und sah sie an wie ein Nilpferd, das aus dem Wasser auftaucht. „In wat for 'ne Straße? Behrstraße? Jibt et nich.“

„Es giebt,“ sagte Anna.

„Na wenn Se meenen, Freilein, denn jehn

Se man zu Kirſchnern, der dhut Ihnen villeicht den Jefallen.“

„Kirſchner? Wer iſt das?“

„Sie ſind woll nich von hier?“

„Nein, ich bin fremd, ſonſt würde ich Sie doch nicht fragen.“

„Ach ſo! Na ſein Se man jemitlich! — Nu kucken Se mal her, Freilein — und laſſen Se man den Plan da in de Weſtentaſche ſtecken, der nutzt Ihnen jarniſcht, damit kommen Se hechſtens noch unter de Elektriſche. Sie meenen doch wahrſcheinlich de Behrenſtraße, nich wahr?“

„Ja richtig — verzeihen Sie —“

„Na alſo. Denn jehn Se hier mal jradeaus durch de Leipzigerſtraße bis links in de Wilhelmſtraße, verſtehn Se, und in de Wilhelmſtraße da jehn Se bei'n Reichskanzler vorüber bis in de Behrenſtraße, und wenn Se ſich denn ooch noch verloofen haben, denn können Se ſich immer noch 'n Taxameter koofen.“

„Ich danke ſehr.“

„Bitte recht ſehr — ſehr jern jeſchehen.“

„Hier haben Sie —“

„Dank' ſcheen, Freileinchen — det is mein Handjeld — na adjeh!“

Sie ging nun eilig, wie der Alte ihr gesagt, und dachte im Gehen, die Deutschen scheinen ein spöttisches Volk zu haben, bei uns in Norwegen sind die Leute ernster und freundlicher. Dabei war der alte, vertrunkene Mensch nicht ohne Witz gewesen, das interessierte sie wieder, und die Bitterkeit der Niederen in dem wüsten, rücksichtslosen Getriebe schien ihr nur natürlich, der letzte Schimmer von Höflichkeit einer Dame gegenüber sogar rührend. Sie freute sich jetzt über die schöne, ruhige Straße, durch welche sie kam, und stand sehr bald vor einem palastähnlichen Gebäude, der preußischen Hypothekenbank, die sie gesucht hatte. Sich zaghaft an den vornehmen Portier wendend, der kauend und einen Zwicker auf der Nase sich aus der Loge herauslehnte und Anna von oben bis unten betrachtete, sagte sie ihren Namen, und daß sie sich vorstellen wollte. Er wies sie hierauf in den ersten Stock, dort wäre die Direktion. Sie stieg hinauf, sich förmlich etwas kleiner fühlend, und kam durch ein breites, marmornes Treppenhaus in einen hohen Lichthof, von welchem mehrere elektrisch erleuchtete Gänge sternförmig in die einzelnen Ressorts des Bankgebäudes führten. Viele geschäftige Leute liefen an ihr vorüber, und

nachdem sie sich nochmals erkundigt hatte, fand sie endlich die richtige Thür. Sie klopfte, aber es sagte niemand Herein, und so trat sie denn entschlossen in das Zimmer. Ein junger Mann, der aus der Lektüre eines Romanes aufschreckte, empfing sie mit lässiger Höflichkeit und bat sie, Platz zu nehmen, er würde sie dem Herrn Direktor melden. Nach einer Weile kam er wieder und führte Anna in das nächste Zimmer, einen viel größeren und glänzend ausgestatteten Raum, in welchem der Bankdirektor am Schreibtisch saß. Dieser, ein wohlbeleibter Fünfziger von kleiner Gestalt, der etwas schielte, war so sehr der Typus eines Millionärs, daß man seinen verschwommenen Zügen kaum das Leben in frischer Luft und seinen Lackstiefeln keinerlei Berührung mit der Straße zutrauen mochte. Er sprach ruckartig und trotz seiner Kleinheit von oben herab und las, während Anna bescheiden und ernst stehen blieb, das Geleitschreiben, das Herr von Waldberg ihr mitgegeben hatte. Er schien davon befriedigt und erkundigte sich nach Waldbergs Befinden, dann noch einige Angaben über Annas Vorgesetzte und ihre nächste Thätigkeit machend, musterte er wohlgefällig die üppige Gestalt des jungen Mädchens,

deſſen Kleidung — Anna trug eine buntgeſtickte Blouſe und ihr norwegiſches Täſchchen mit altem Silberbügel — ihn wie eine ſich zur Schau ſtellende Nationaltracht anmutete. Anna wurde ſehr verlegen unter ſeinem Blick, denn ſie hätte ihn gern auf ihre feſte Art erwidert, doch wußte ſie nie, in welches der ſchiefen Augen ſie blicken ſollte, und ſo ſtarrte ſie endlich zu Boden, nur erwartend, daß man ſie entlaſſen möchte.

„Alſo Sie wenden ſich zunächſt an Herrn Valentin, wenn Sie morgen antreten, mein liebes Fräulein, Herr Valentin iſt Ihr ſpezieller Vorgeſetzter, wie ich Ihnen ſchon ſagte. Hm. Wenn wir mit Ihnen zufrieden ſind, werden Sie auch mit uns zufrieden ſein. Hm. Das iſt ſo im Leben. Und nun Adieu, ich habe mich gefreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Die ſchönen Blumen, die Sie da ſo krampfhaft feſthalten, darf ich mir wohl auf den Schreibtiſch ſtellen.“

Anna wollte ihren Ohren nicht trauen — ſie errötete und lächelte nur, anſtatt zu lachen. „Ich habe ja nicht — aber wenn Sie wünſchen — —“

„O nein, mein Fräulein, bitte ſehr! Freier Wille! Freier Wille iſt die Hauptſache!“ Er lachte ſozuſagen herzlich und wartete ein wenig, dann

fügte er hinzu: „Nun, erröten Sie nicht, ich scherze ja nur. Die Blumen haben wohl jedenfalls schon ihre Bestimmung. Adieu, und wenn Sie irgend einen Wunsch haben —“ Er neigte lächelnd sein kahles Haupt, und Anna konnte hinaus, was ihr höchst willkommen war. Sie lief die Marmortreppe hinunter, an dem noch immer kauenden Portier vorüber, und stand nun wieder auf der Straße.

Draußen in der sonnigen Ruhe erwachte plötzlich der lebhafte Wunsch in ihr, aus all' den hohen, starren Häusern und unsympathischen Menschen ins Grüne hinauszukommen, in irgend einen Park. Sie entfaltete ihren widerspenstigen Plan und suchte sich mit der Fingerspitze hastig den kürzesten Weg in den Tiergarten. Bald kam sie hin, durch die Wilhelm- und die Voßstraße in die Königgrätzerstraße, sah Kinder spielen, schöne, sammetne Rasenflächen und zwischen hohen Bäumen das Goethedenkmal. Wie angewurzelt blieb sie stehen. Ganz seltsam wirkte das auf sie. Mit einem Schlage war alles Kleine und Bedrückende, das sie an diesem Vormittag erlebt, von ihrem frischen Herzen gewichen, die große Bedeutung deutschen Lebens, an welchem sie teilnehmen sollte, sah sie

jetzt wieder, sie fühlte inmitten aller Kleinlichkeit die ungeheure Heimat der Weltbürger, und ihr Gefühl verschönte ihr das Denkmal. Goethe hatte ja auch dazu geholfen, daß sie ihr Vaterland verlassen und die Menschen kennen lernen wollte, die ihn hatten. Sie blickte stumm hinauf und grüßte die edlen Züge. Nach einer Weile, wieder froh und innerlich erwärmt, wandte sie sich von der Hauptgestalt zu den unteren Sockelfiguren und prüfte mit Behagen die feine Künstlerarbeit. Da gefiel ihr am besten ein schöner, nackter Genius, der eine Frau ansah. Noch näher hinzutretend, bewunderte Anna die Fleischlinien im Gestein und verfolgte sie, sich an ihrer Zartheit und Wahrheit ergötzend, bis es ihr plötzlich so war, als ob jemand neben ihr stände und nicht das Kunstwerk, sondern ihre Person betrachtete. Sie schreckte auf und sah einen blassen, elegant gekleideten Menschen, der sie mit gemeinem Lächeln von der Seite ansah. Sie wandte sich in heftigster Erregung ab und lief, das schöne Denkmal weit hinter sich lassend, in schattige Seitenwege. Das Herz that ihr zum Zerspringen weh, und sie wußte nicht, ob aus plötzlicher Sehnsucht nach der Heimat oder aus grenzenloser Scham über die schrecklichen Dissonanzen des

Lebens. Endlich blieb sie stehen und ließ sich inmitten von duftenden Gebüschen auf einer Bank nieder, indem sie lange träumend in die Höhe starrte. Sie sah die Bäume an, die über ihr rauschten, als wollte sie fragen, warum sie so rein und so ruhig wachsen könnten. „Deutschland“ sangen die Vögel.

III.

Das Ehepaar Wied saß schon beim Mittagsmahl, als Anna vom Laufen ganz erhitzt zurückkehrte. Wie ein Kind fürchtete sie Vorwürfe für ihre Unpünktlichkeit zu hören und beeilte sich, indem sie sich niedersetzte und das lose, blonde Haar aus der Stirn strich, eine kleine Entschuldigungsrede zu halten. Aber Mathilde fragte als Antwort nur, ob sie Macronen in der Suppe äße, und der Doktor goß ihr Rotwein ein. Sie mußte lachen und begann ohne aufzublicken zu essen, während ihren Wirten die starke Erregung, in der sie sich befand, nicht entgangen war. Nach einer Weile fragte der Doktor, leise lächelnd, mit seiner etwas nasalen Stimme:

„Nun, was haben Sie denn heute Vormittag alles erlebt, Fräulein Friburg? Nichts Gutes, hm?“

Anna ſchoß das Blut in die Wangen. „Warum?“ fragte ſie. „Wie meinen Sie das, Herr Doktor?“

„Na, ich meine nur,“ erwiderte der Doktor, die Brille rückend, „Berlin muß im Anfang mehr Erſchreckendes für Sie haben als Intereſſantes und Anheimelndes.“

„Das will ich nicht ſagen,“ meinte Anna langſam, „intereſſant iſt es ſchon, aber geheimelt hat es mir allerdings noch nicht. Warum lachen Sie, Mathilde?“

„O nichts! Nur ein kleiner Schnitzer, den ich gleich corrigieren möchte.“ Frau Wied nahm Annas Hand in beide Hände.

„Was? Habe ich wieder falſch geſagt? O bitte, ſagen Sie mir immer Alles, tadeln Sie mich, hauen Sie mich, wenn ich Fehler mache!“

„Berlin hat mich nicht angeheimelt, heißt es.“

„Sehr richtig,“ rief der Doktor lachend, „mich nämlich auch nicht.“

„Aber es iſt doch Ihre Vaterſtadt?“ fragte Anna.

„Nein, danke ergebenſt, ich bin aus Hirſchberg in Schleſien.“

„Und Sie, Mathilde?“

„Ich? Aus Bingen am Rhein.“

„Und warum wohnen Sie hier? Ich weiß nicht, ich — traue den Menschen hier nicht. Sie sind so kalt, so aufgeregt, sie haben kein Volk, keine Landschaft, keine Innigkeit!“

„Aha!“ rief der Doktor, sich höchlich amüsierend. „Na also! Jetzt verraten Sie uns ja Ihre Eindrücke!“

Anna errötete und sagte, ihre Serviette in der Hand zerknüllend: „Es war übereilt, ich weiß. Halten Sie mich bitte nie am Augenblick fest, Herr Doktor. Ich habe ja noch zu wenig Erfahrung. Bei uns in Norwegen ist es jedenfalls anders als hier — ich weiß ja noch nicht, ob es besser ist.“

„Wissen Sie, zu Hause ist es immer besser, liebes Fräulein,“ erwiderte der Doktor, Suppe essend, „ich meine für das jeweilige Individuum. Ich würde auch viel lieber am Rhein, respektive im Riesengebirge wohnen. Aber es ist für das heutige Deutschland charakteristisch, daß die provinzialen Kräfte in der Großstadt entfaltet werden müssen. Hier strömt Alles zusammen, von hier aus wird Deutschland geistig befruchtet. Da kann sich

Niemand ausſchließen. Die Weltſtadt iſt wirklich eine Welt."

„Ja, aber eine kleine," ſagte Anna, „wo man von den Bergen und vom Meer und von der ganzen Natur nur träumen darf."

„Worüber beklagen Sie ſich aber?" rief der Doktor. „Mit dem Selbſtverſtändlichen muß man doch rechnen!"

„Muß man?"

„Ja, wenn man damit auskommen will. Und außerdem, ein flüchtiger Blick beſagt noch gar nichts."

„Richtig. Das iſt es. Ich bin zu eilig. Verſtehen Sie mich nicht falſch, Herr Doktor. Ich wäre ja nicht ſo leicht verletzt von Allem, was mir hier begegnet, wenn ich nicht den großen, ehrlichen Reſpekt hätte. Ich ſage mir, hier war Goethe, hier war Beethoven —"

„Aber nicht in Berlin!"

„Nun, Sie ſagen doch ſelber, Berlin iſt wie Deutſchland."

„In gewiſſem Sinne! Und jetzt wird Deutſchland immer mehr Idee. Oder ſagen wir einer der Kulturfaktoren, die den Weltbürger unſerer Tage erfüllen müſſen. Wer pocht denn heutzutage auf

ſein Vaterland? Sie auch nicht, Fräulein, denn Sie haben Norwegen nicht verlaſſen, um draußen enttäuſcht zu werden, ſondern um ſich draußen zu finden."

Anna ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie nachdenklich: Es iſt ſeltſam. Ihr ſeid anders. Ganz anders. Aber ich werde trotzdem finden. Davon bin ich überzeugt. Wenn ich mich immer an das Große halte, was die Deutſchen haben, dann muß ich finden. Belehren Sie mich, ich bitte Sie, ich möchte mir ja klar werden über Alles. Ich möchte ja gerecht ſein gegen Alles. Kommen Sie, Mathilde, wir ſind Weltbürger. Stoßen wir an auf unſere Heimat. Aber nicht mit Waſſer, pfui, das geht doch nicht..."

Anna bemerkte jetzt erſt, daß ſie die Einzige war, die Wein in ihrem Glaſe hatte — das Ehepaar trank Waſſer.

„Stoßen Sie nur ruhig mit uns an," rief der Doktor lachend, „Sie mit Ihrem und wir mit unſerem Wein. Wenn Sie wüßten, wie wohl wir uns bei unſerem fühlen."

„Sind Sie etwa Abſtinent? Sie auch, Mathilde?"

Frau Wied erwiderte mit ruhigem, aber

etwas herbem Lächeln: „Wie entſetzt ſie mich anſieht. Muß man denn Alkohol trinken?“

„Nein, Alkohol nicht, aber Wein!“ rief Anna.

Die Beiden lachten herzlich. „Sie ſind die Richtige,“ ſagte der Doktor — „'ne praktiſche Idealiſtin!“

„Wie meinen Sie das?“

„Na, wir werden Sie ſchon noch in die Segnungen der Abſtinenz einweihen.“

„Segnungen? Für Sie vielleicht, als Arzt, das iſt möglich. Aber für eine Künſtlerin?“

Sie betrachtete unwillkürlich Mathildens edlen Kopf mit den dunklen Augen und den ſchönen Flechten. „Sagen Sie mir, Mathilde — kann man denn aus ſeinem eigenen Körper, ohne Hilfe, alles Feuer für die Kunſt herausholen?“

„Gewiß,“ erwiderte Mathilde ruhig. „Holt denn der Alkohol das Feuer wo anders her? Wenn ich klar und ſachlich nach der Natur arbeiten will, dann kann ich kein künſtliches Feuer gebrauchen. Mein Blick muß unbeirrt bleiben.“

„Das mag wohl ſein,“ erwiderte Anna kleinlaut, „ich weiß es ja nicht, ich bin ja keine Künſtlerin. Aber wenn ich denke — Champagner!“

„Da haſt Du eine ſchwierige Patientin,“ ſagte

Mathilde lächelnd zu ihrem Mann. „Ich war übrigens nicht immer ſo, Fräulein Anna, das müſſen Sie nicht glauben. Erſt ſeitdem ich geheiratet habe, alſo ſieben Jahre.“

„Sieben Jahre . . .“

„Ganz traurig ſieht ſie uns an,“ meinte der Doktor, „wie zwei verlorene Menſchenkinder. Na, nehmen Sie's nicht zu ſchwer, Fräulein. Sie dürfen ſich, ſolange Sie nicht völlig überzeugt ſind, durchaus nicht von unſeren Grundſätzen irritieren laſſen. Ihnen ſind ſie neu, und für uns ſind ſie Alles. Trinken Sie, trinken Sie, für Sie iſt der Teufel da.“

Er wollte ihr eingießen, auch Mathilde bat mit ſanftem Lächeln, doch Anna ſchob die Hand über ihr Glas und ſagte, ſie könnte nicht mehr. Der Wein hatte Duft und Farbe für ſie verloren.

IV.

Nachmittags machte sich Anna auf den Weg, um die beiden Dichter zu besuchen, nachdem sie Mathildens Vorschlag, sie zu begleiten, der sich nochmals schüchtern hervor gewagt, wieder so unbefangen und etwas erstaunt zurückgewiesen hatte. Sie ging unter leichtem Regenschauer nachdenklich die Lützowstraße entlang, in welcher Rosen wohnte. Die Gedanken des Tischgespräches verließen sie nicht. Sie wollte so gern das Neue, das sie über Mathildens Dasein erfahren, mit dem schönen Bilde vereinigen, das sie sich liebebedürftig von ihr gemacht hatte, doch ging es nicht recht, obgleich sie sich immer wieder vorhielt, welche Reinheit eigentlich in der Strenge jener Grundsätze läge. Aber immer wieder fiel es ihr auch ein, wieviel Freude und stürmische Offenheit mit dem Weingenuß und der heiligen Zecherlust, die man im

Norden liebte, entbehrt werden müßte, und sie gerade, die in der Heimat so arm gelebt und nur Pflichten gekannt hatte, sie hätte tausendmal lieber bei Menschen, die sie neu und schön gefunden, ein wenig Genuß kennen gelernt, als wieder nur dumpfe Entbehrung.

Jetzt stand sie vor dem Hause, in welchem Rosen wohnte. Nur in halbem Bewußtsein von dem, was sie vorhatte, trat sie ein. Doch oben an der Wohnung angelangt, faßte sie sich rasch, überlegte und klingelte energisch. Herr Rosen öffnete ihr selber. Er trug einen glänzenden braunen Sammetrock, grüne Schnürstiefel und Radfahrhosen. Auf dem schwarzen Lockenhaupte saß eine Wagnermütze. Anna bemerkte, daß er bei ihrem Anblick etwas erstaunte Augen machte, und stellte sich verwirrt und in der deutschen Sprache plötzlich hilflos vor. Sie sagte, welche Bitte sie an ihn hätte, und hielt ihm wie ein schützendes Schwert den Empfehlungsbrief des Herrn von Waldberg entgegen.

„Ach Jott, das freut mich ja riesig!“ rief der Dichter und schüttelte ihr die Hand, „bitt' scheen, Fräulein, treten Se doch näher in mein bescheidenes Heim! Jawoll, jawoll, Herr von Waldberg

hat mir jeſchrieben — alſo Sie ſind unſere blonde Schwedin. Na Fräulein, Ihr Haar is'n Naturereignis. Bitt' ſcheen, treten Se doch näher."

Sie folgte ihm langſam in ſein Arbeitszimmer, blieb aber dicht an der Thür ſtehen und ſah ihn, ohne es ſelbſt zu wiſſen, finſter an. Das Zimmer war ſüß parfümiert, ſehr koſtbar in Seide und Kleinigkeiten, eine dunkelrote Ampel brachte alles in ein ungewiſſes Zwielicht.

„Na nun ſagen Se mal, Fräulein — aber ſetzen Se ſich doch hin. Ne, hier uf's Chaiſelongue, der Stuhl da is blos 'n Kunſtwerk. Nu ſagen Se mal, alſo Sie wollen mich überſetzen. Doch 'ne Idee. Da rat' ich Ihnen janz entſchieden ab."

„Sie ſelbſt? Weshalb? Glauben Sie, ich kann nicht?"

„Ob Sie können! Ne ne, da erlaub' ich mir jar keinen Zweifel. Aber ich kann es doch wirklich nich auf mein Jewiſſen laden, daß ſo'n junges Fräulein von meiner Schreiberei verdorben wird. Entſchuldigen Sie, trinken Sie vielleicht 'n Cognac?"

„Was ſoll das Alles ... Herr von Waldberg hat mir empfohlen und —"

„Mich! Mich empfohlen heißt es, Fräulein!

Entſchuldigen Sie, daß ich Sie janz privatim korrijiere. Für die Ueberſetzung meiner geſammelten Werke brauch' ich ja niſcht zu befürchten, die ſind nämlich merſchtenteels im Berliner Dialekt!"

„Können Sie denn gar nicht ernſthaft mit mir reden?"

„Aber Fräulein, ich rede ja ernſthaft! Aber ſo ernſthaft wie Sie kann ja keen Menſch reden! Wiſſen Se, Fräulein, Sie müſſen mir ſo'n bisken Ulk nich übelnehmen, ich ſchreibe nämlich jrade 'ne furchtbar traurige Sache, und da muß man ſich 'n bisken erholen! Trinken Se vielleicht 'n ſchwediſchen Punſch?"

„Ich werde wiederkommen zu einer paſſenden Zeit," ſagte Anna und erhob ſich.

„Aber Fräulein," rief der Dichter, „Sie ſind doch jewiß nich zu 'ner unpaſſenden Zeit jekommen! Das können Sie ja jarnich!"

„Es ſcheint, Sie wiſſen nicht, mit wem Sie reden, oder Sie wollen mich höhnen — beides iſt überflüſſig."

„Ueberflüſſig is jut, überflüſſig is ſogar ſehr jut! Ach Fräulein, bleiben Se doch noch 'n bisken, Ihr Haar is thatſächlich 'ne Offenbarung —!"

Anna war ſchon hinaus. Wie gejagt lief ſie

die Treppe hinunter und warf die Hausthür ins Schloß, die Brust von Thränen zugeschnürt. Geschlagen fühlte sie sich, in einen Kerker geworfen, elender als der Bettler, den sie am Morgen beschenkt hatte. Sie rannte fast nach Hause, fiel Mathilde, die ihr öffnete, um den Hals und weinte sich aus. Als sie sich endlich etwas beruhigt hatte, konnte sie der Erschrockenen erzählen, was ihr begegnet war. Frau Wied war zornig über den Flegel, vermochte aber auch den leisen Vorwurf nicht zurückzuhalten, daß Anna unvorsichtig gewesen, indem sie allein in die Wohnung des Junggesellen gegangen wäre. Sie hätte ihr deshalb wiederholt ihre Begleitung angeboten, doch Anna hätte sie immer wieder so entschieden zurückgewiesen, daß sie in der Furcht, sie zu verletzen, schließlich still geschwiegen hätte.

„Und wenn ich zehnmal schuld bin," rief Anna, helle Thränen auf den Wangen, „er ist ein Schurke, weil er keine Ehre hat. Er hat keine Ehre, wenn er nicht weiß, daß ein Mädchen allein ist. Ich hasse ihn. Ich will auch nicht zu Brander gehen, wenn man nichts ist als ein — o!....."

V.

Frau Wied hatte großes Mitleid mit Anna. Sie hatte noch nie ein so unberührtes und leicht berührbares Menschenkind gesehen. Sie erkannte, daß sie hier mit ganz neuen Voraussetzungen zu rechnen hatte, mit einem Wesen, das jenseits von jeder Verdächtigung der Natur ganz seinen Instinkten folgte, rein und groß in blühender Frische die Umgebung beurteilte, mit der es gerade deshalb immerfort zusammenstoßen mußte. Sie gewann es nicht über sich, diesen ernsten überzeugten Kinderaugen noch weitere Vorwürfe zu machen, denn sie wußte zu gut, daß es in den feinsten Fragen der Schicklichkeit besser war, auf ein Kind zu hören, als auf erfahrene Skepsis. Doch unterließ sie es nicht, als mit der anbrechenden Dunkelheit es auch in Annas Seele stiller und dunkeler wurde, sie auf die heitere Seite der Weltanschau-

ung, zum Humor hinüberzuführen, der schließlich mit Verachtung Alles entschuldigt. Doch Anna erwiderte, sich aufrichtend, sie könnte nicht lachen, und während sie mit dem Rücken am Fenster dastand, umgab die Abendsonne mit einem goldigen Schimmer ihr ernstes, beschattetes Antlitz. Sie hätte den fremden Menschen ihres Lebensunterhaltes wegen aufgesucht, fügte sie hinzu, ohne Rücksicht, ob sie, ein Mann oder Weib, zu einem Manne oder Weibe ginge. Darauf beruhte doch zum Mindesten der erste Schritt einer freieren Entwicklung, daß in den kalten praktischen Fragen volle Unbefangenheit zwischen den Geschlechtern herrschte. Bei ihr zu Hause lägen solche Erwägungen schon weit zurück — ohne elterliche Aufsicht, ohne Spur von Verdächtigung, welche Gift in den unschuldigen Verkehr bringen müßte, schlössen die Geschlechter Kameradschaft miteinander, hohe Ziele vor Augen, die ja sonst sofort in den Schmutz gezogen würden. Kein großer, sozialer Sieg, kein Kampf für Kunst und Wissenschaft könnte errungen werden ohne dies freie Nebeneinandergehen der Jugend. Und die Liebe, die wirkliche, wäre ja auch nur der Gipfel solcher Freundschaft, solchen Vertrauens. Hier aber hätte

ſie das alles nur in den lebloſen Kunſtwerken und den unſchuldigen Kindern gefunden. Die Erwachſenen trügen faſt Alle den Stempel der Seichtheit im Antlitz, des Zweifels an der eigenen Beſtimmung, wie an dem Ernſt und den Leiden Anderer.

Mathilde ſchüttelte den Kopf und ſah ſie ſchmerzlich lächelnd an, denn Alles, was ſie hörte, klang ihr wie kindliche Leidenſchaft. Und dennoch wußte ſie ihr nicht zu widerſprechen, vom Wirrſal des Lebens ſelbſt zu tief überzeugt. Sie küßte Anna auf Mund und Stirn und entfernte ſich in dem nachdenklichen Bewußtſein, daß hier der Weg, den die Seele vom Kinde bis zum Weibe geht, ein einziger hügelloſer Aufſtieg war und ein Beweis dafür, wie Menſchen werden könnten, wenn ſie wüchſen wie die Pflanzen, und wenn die eine Entwickelungsſtufe nicht die andere aufhalten und zerſtören würde.

Ihren Mann, der in der erſten Aufwallung Roſen zur Rede ſtellen und Waldberg benachrichtigen wollte, fragte ſie jetzt nicht noch einmal um Rat, ſondern ſann allein über die Mittel nach, Annas verletzten Glauben am ſchnellſten wieder einzurenken. Sie ging in ihr Atelier, wo die Abendſonne durch das breite Fenſter mit den

weißen Gestalten ihrer Arbeit spielte, setzte sich vor ein Relief und dachte nach, indem sie mit dem Spachtel an der Lockenfülle eines Kindes änderte. Nach einer Weile erhob sie sich plötzlich, ging mit energischem Rauschen in das Nebenzimmer, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb einen Brief an Brander.

„Mein lieber Herr Doktor — Sie wissen, daß ich Sie ungern mit den Interessen fremder Leute heimsuche, wenn mir diese auch noch so sehr am Herzen liegen. Sie leben für sich und verlangen nichts anderes, als daß man Sie für Sie in Ruhe läßt. Doch diesmal muß ich Sie schon aus der Höhle locken und hoffe, Sie werden mir deswegen nicht böse sein. Es handelt sich um ein junges Mädchen, eine Norwegerin, die Schwester eines Münchener Bekannten von meinem Mann, die sich seit kurzem bei uns in Pension gegeben hat. Sie heißt Anna Friburg und hat ihre Heimat zwingender Verhältnisse wegen verlassen, um in Berlin eine Buchhalterinstelle anzunehmen — dann aber auch, und das ist ihr die Hauptsache, um sich geistig ihren Wünschen gemäß zu entwickeln. Der Dichtkunst und Musik will sie sich, wohl verstanden nur als bescheidene Helferin und Hörerin, widmen.

Besonders liebt sie Ihre Werke und möchte sie fürs Leben gern ins Norwegische übersetzen, erbittet aber dafür Ihre Autorisation. Da ich nun selber in kürzester Zeit die Freundin des jungen Mädchens geworden bin, wünschte ich sehr, daß ihr Verkehr mit Ihnen sich nicht nur auf einen trockenen Kontraktschluß beschränken möchte, sondern daß sie auch Ihre freundschaftliche Unterstützung fände. Mein Gast ist aber durch die neuen Verhältnisse, in die er geraten, sehr verwirrt und dürfte sich kaum dazu entschließen, Sie zu besuchen (was ihr übrigens in ihrer Heimat ganz selbstverständlich erschienen wäre). Und so bitte ich Sie recht herzlich, an einem freien Nachmittag oder Abend, wenn es Ihnen paßt, bei uns mit ihr zusammenzutreffen. Ich würde mit diesem Ersuchen nicht kommen, wenn Sie uns nicht schon lange wieder ein paar Stunden schuldig wären, und wenn ich nicht davon überzeugt wäre, Sie mit einem seltenen, wirklich liebenswerten Menschen bekannt machen zu können. Bitte, schreiben Sie, wann Sie kommen. Herzlich grüßend M. Wied."

Sie sagte Anna nichts von diesem Brief, da sie ihr Zeit lassen wollte, sich aus eigenen Mitteln noch mehr zu beruhigen. Weder sie noch ihr Mann

erwähnten nun ferner den häßlichen ersten Tag in Berlin, und sie verkehrten so freundschaftlich ermutigend mit Anna, daß diese bald ganz ihre ersten Enttäuschungen vergessen zu haben schien und sich lebhaft wieder, außer dem Bureaudienst, ihren künstlerischen Bestrebungen zuwandte. Sie las viel Goethe und spielte in jeder freien Stunde Mathilden auf dem Flügel vor. Eines Abends, in einer besonders guten Stimmung, als sie eben die Waldsteinsonate beendet und sich glühend an Mathildens Busen gelehnt hatte, begann ihr diese von Brander zu erzählen, und ob sie ihn denn wirklich gar nicht kennen lernen wollte. Anna schwieg und zuckte nur schmerzlich lächelnd die Achseln, doch als ihr Mathilde das Kinn mit dem Finger aufhob, hatte sie Thränen in den Augen.

„Na also!“ rief Mathilde. „So scheint doch der allgemeine Groll verraucht zu sein! Wie kann man auch des einen Esels wegen, der einen gestoßen hat, auf einen wertvollen Menschen verzichten wollen.“

„Wie kann ich Brander interessieren? Was weiß er von mir?“

„Bisher nur das, was ich ihm über Dich geschrieben habe.“

Sie erzählte ihr nun von ihrem Brief und zeigte ihr Branders Antwort, die vormittags gekommen war.

„Liebe Frau Doktor, schönsten Dank, ich komme natürlich gern und zwar Freitag Abend um acht, wenn es Ihnen recht ist. Ich bitte aber um Knackmandeln und Rosinen. Meine beste Empfehlung an das Fräulein. Ihnen beiden viele Grüße von Ihrem getreuen Brander."

„Nun? Jetzt bist Du doch zufrieden," sagte Mathilde und reichte Anna den Brief.

Anna saß eine Weile mit gesenktem Kopfe, dann schüttelte sie leise und erwiderte: „Sehr schön, aber es schickt sich nicht."

„Was denn? Was schickt sich nicht?"

„Die Lage ist nicht so, daß ich Herrn Brander zu mir bitten kann."

„Zu Dir? Zu uns doch — dadurch wird die Sache doch wesentlich erleichtert."

„Für Dich und für ihn, Mathilde, aber nicht für mich. Denn ich habe ein großes Schuldgefühl, weil ich ihm dasselbe zugetraut habe wie all' den anderen. Er weiß es nicht, aber ich weiß es. Er gehört zu den Menschen, die ich lieb habe, und mich muß er hassen, wenn er Alles erfährt. Nein,

Mathilde. Ich könnte nicht unbefangen mit ihm reden. Ich habe eine Bitte an ihn, nicht er an mich. Und deshalb muß ich ihn besuchen."

„Aber liebes Kind, dagegen hätte ich ja nichts, bei Brander gewiß nicht, aber nun ist doch schon Alles in Ordnung —"

„Nichts ist in Ordnung. Ich werde ihm heute noch schreiben und ihm danken für seine Absicht und mich für morgen Nachmittag bei ihm anmelden. Dann ist es gut."

„Aber Mädchen —"

„Dann ist es gut."

Mathilde mußte sie gewähren lassen.

VI.

Brander bewohnte seit einigen Jahren ein kleines Junggesellenheim in der Tiergartenstraße, nachdem er lange Zeit recht ruhelos in der Welt umhergewandert und bunte Jahre im Süden verlebt hatte. Mehr schauend freilich als selbstthätig, mehr künstlerisch passiv als menschlich aktiv, und so kam es, daß er bei seiner Rückkehr nach Berlin dieselbe stille und in sich gekehrte Natur wieder heim brachte, die er vor Jahren hinausgetragen hatte. Reich und unabhängig, war er jetzt ganz seinen poetischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten hingegeben, und das feine, aber etwas gleichförmige Leben, das er führte, war mit den Erinnerungsbildern seiner Wanderjahre in derselben Weise geschmückt wie die schönen, matt erleuchteten Räume, in denen er wohnte. Frühzeitig glaubte er zu erkennen, daß die Außenwelt nur ein Gleichnis für

die Welt im Individuum wäre, er schloß sich deshalb ruhig ab und spann an seinen Träumen weiter. Daß auf solche Weise ihm die praktische Fühlung mit den meisten Menschen und Verhältnissen allmählich verloren ging, erkannte er wohl, doch schätzte er diese Erkenntnis nur gering, denn die zarte und vornehme Fühlung, die er mit der Außenwelt unterhielt, war ihm mehr, war ihm die einzig mögliche, und er floh die menschliche Geselligkeit, je mehr er ihren Anblick vom Fenster aus liebte. Das verwirrende Weltbild ein klares Bild der Kunst werden zu lassen, war seine Sehnsucht, und er malte daran in jeder wachen Stunde. Den größten und besten Raum in seinem Kunstwerk nahmen natürlich die Frauen ein. In ihnen strahlte für sein Auge das ganze Rätsel der Welt zusammen, doch wußte er nicht, wie sehr er sich im Schauen und Erraten seines Gegenstandes selber davon entfernte. Viel zu tiefe Wünsche, eine fast mystische Vorstellung von der Frau, die sein Glück bedeuten könnte, waren die Folge davon, und er begriff nicht mehr, wie ihm in seinen Wanderjahren flüchtige Erlebnisse, Liebesstunden, die wie Wiesenblumen wuchsen und verwelkten, genügen konnten. Sie hatten ihm auch nicht ge-

nügt, das sah er jetzt, und er dichtete deshalb mehr das Bild seiner Frau, als daß er sie wirklich erwartete.

Anna Friburg kennen zu lernen, erklärte er sich zunächst nur deshalb bereit, weil er Mathilde Wied, die er herzlich verehrte, keinen Wunsch abschlagen konnte. Dann freilich trieb ihn auch eine gewisse Neugier, diese seltene und fremdartige Gestalt seinem Erfahrungskreise einreihen zu können, und nicht zuletzt das kindliche Wohlwollen, mit dem er sich jeder echten und bedürftigen Neigung zur Kunst annahm. Daß sie ihn seiner Gedichte wegen kennen lernen wollte, kam am wenigsten für Brander in Betracht, denn bei der größten Concentration im Schaffen stand er den fertigen Arbeiten, besonders aber den gedruckten, in der Hand des Publikums befindlichen, gleichgiltig, kühl, beinahe feindlich gegenüber. Das waren alte Leiden, die sich immer wieder meldeten, ohne daß er sie rief. Weiter wußte er nichts davon.

Ueber Annas Zurückweisung seines Anerbietens, mit ihr bei Wieds zusammenzutreffen, machte er sich weiter keine Gedanken, sondern lachte nur kurz und trocken, wie es seine Art war, über die Wunderlichkeit der Fremden und sagte

sich schließlich, daß es für ihn so am bequemsten wäre.

Es war am Nachmittag eines wunderschönen, klaren Septembertages, als Brander Anna Friburgs Besuch erwartete. Er hatte eine Radtour nach Potsdam unternommen, war soeben zurückgekehrt, und nachdem er für sich und seinen Gast bei der Haushälterin Thee bestellt und sich umgezogen hatte, vertiefte er sich, auf dem Divan liegend, in ein neues Maeterlinck'sches Drama. Als es gegen sechs Uhr klingelte, schreckte er auf und entzündete die kupferne Glühlichtkrone über dem Mitteltisch. Frau Kroschky, seine etwas verwachsene Haushälterin, ließ Anna eintreten und entfernte sich wieder, nachdem sie das junge Mädchen mit freundlicher Miene gemustert hatte.

Anna stand vor Brander und verglich im ersten Augenblick das Bild, das sie sich aus seinen Werken von ihm gemacht hatte, mit seiner wirklichen Erscheinung. Anders, dachte sie, und doch, nun weiß ich endlich, wie er ist. Und graue Haare schon an Stirn und Schläfe. Und wie merkwürdig der starke Schnurrbart in dem weichen, kindlichen Gesicht. Sie stand, die Augensterne offen auf ihn gerichtet, schweigend vor ihm, indem sie sich un-

bewußt etwas vorneigte. Dann sagte sie: „Entschuldigen Sie, mein Name ist Friburg.“

„Sehr angenehm, mein Name ist Brander. Aber wollen Sie sich nicht setzen —“

Anna war betroffen von seiner etwas trockenen Sprechweise, deren Dialekt (Brander war Hamburger) sie an Deutsche erinnerte, mit denen sie auf dem Schiffe zusammen gewesen. Doch jede Spur von Unschönheit fand sie sogleich durch den menschlich ernsten Blick wieder aufgewogen, mit dem er ihr ins Auge, nur ins Auge sah. Sie nickte leicht und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

„Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind,“ sagte er nun, sich räuspernd.

„Ich freue mich auch... Ich habe mir das so lange gewünscht, Herr Brander.“

„So?“ Er lachte kurz und verlegen, setzte aber, als er ihre erstaunte Miene sah, etwas eifrig hinzu: „Ich wäre ja gern zu Ihnen gekommen — aber Sie wollten ja nicht. Und aus angeborener Bequemlichkeit ließ ich's dabei bewenden.“

„Ich finde das ganz natürlich,“ erwiderte Anna. „Ich habe doch eine Bitte an Sie, und da mußte ich Sie besuchen, nicht Sie mich.“

„Na ja," erwiderte er halblaut und erhob sich. „Trinken Sie Thee?"

„Wozu?"

„Wozu. Weil's angenehm ist."

„Muß man denn immer thun, was angenehm ist?"

„Ja, möglichst, wenn's anderen Leuten nicht schadet." Er lief zur Thür. „Frau Kroschky, bitte schön, den Thee!"

„Jawohl, Herr Doktor!"

Anna betrachtete ihn mit leise erstauntem Lächeln, wie er jetzt, die Hände auf dem Rücken, offenbar sehr verlegen und doch zwanglos, im Zimmer auf- und abging. Sie faltete die starken Hände auf dem Tisch und folgte ihm, sich etwas vorneigend, mit den Blicken. Dann sagte sie: „Frau Wied läßt Sie grüßen, Herr Brander."

Er setzte sich wieder. „Danke schön. Wie geht's ihr denn?"

„Gut. Sie haben sie auch sehr gern, nicht wahr?"

„Ja freilich, freilich."

„Sehen Sie, ich auch. O, ich finde sie herrlich."

„Freilich.“ Er fuhr ſich mit der Hand durch's Haar und blickte dann ſchweigend vor ſich nieder.

„Sie wohnen hier wunderſchön, Herr Brander.“

Er lachte kurz. „Gefällt's Ihnen? Ja, ich bin ſchon viel herumgekommen, und da hab' ich mir nach und nach was mitgebracht.“

„Ach, iſt es nicht wunderbar, zu reiſen? Wird man da nicht erſt, was man werden ſoll? Oder meinen Sie nicht?“

„Vielleicht... Ich glaube, das iſt verſchieden....“

„Waren Sie ſchon in Norwegen?“

„Nein, nie — ich bin immer nach Süden gefahren — weiß ſelbſt nicht, warum.“

„O, es iſt ſchön bei uns.“

„Das glaub' ich gern. Sind Sie zum erſten Mal von zu Hauſe fort?“

„Zum erſten Mal.“

„Sie ſind doch aus Chriſtiania? Frau Wied ſchrieb mir wenigſtens —“ Er ſprang wieder auf und machte ſich eifrig am Schreibtiſch zu thun, um nach Mathildens Brief zu ſuchen.

„Ich bin in Drammen geboren,“ erzählte Anna unterdeſſen, „das liegt am Chriſtianiafjord.

Aber ſpäter zogen wir in die Hauptſtadt, weil mein Vater an die gelehrte Schule berufen wurde. Nun iſt er tot. Aber meine Mutter lebt noch in Chriſtiania."

Er kam an den Tiſch zurück. „Haben Sie auch Geſchwiſter?"

„Ja — zwei Brüder und eine kleine Schweſter. Und Sie?"

„O, ich bin ſolo. Meine Eltern ſind ſchon lange tot, und hier hab' ich nur noch einen Onkel, mit dem ich verkehre."

„Auch ein Künſtler?"

„Nein, das weniger — Bankdirektor."

„Ach? Bei welcher Bank?"

„Bei der Dresdener, glaub ich."

„So — ich bin bei der preußiſchen Hypothekenbank."

„Auch ſchon Direktor?"

„O, Sie ſpotten mich."

„Haha."

„Ich bin natürlich Buchhalterin. Das war ich ſchon in Chriſtiania. Ja, Sie machen ſolch' erſtauntes Geſicht, Herr Brander — ich muß viel Geld verdienen, ſehr viel Geld, denn Ueberſetzungen machen, das bringt nichts."

„Na, Dichten oft noch weniger.“

„Nun, Sie sind ja reich.“

„Ja, aber verdienen möchte man auch was. Und außerdem, das Versemachen, das ist doch kein Beruf. Kein ‚Erwerbszweig‘, wie mein Vormund zu sagen pflegte. Wissenschaft schon eher. Ich bin nämlich Kunsthistoriker. Das ist schon wichtiger.“

„Kunsthistorie ist wichtiger als Kunst?“

„Für mich wenigstens — ich weiß nicht — ich mach’ jetzt weiter nichts als eine Arbeit über Velasquez.“

„Aber ich kenne doch auch Gedichte von Ihnen — so wunderbare —“

Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten, und als er in die märchenhaften Augen blickte, die ihn so ganz nur als Schöpfer ihrer lieblichen Träume ansahen, da schwand seine etwas spöttische Abwehr rasch dahin, und es näherten sich im Dämmer die Gestalten seiner Phantasie und wurden wirklich in dem schönen Mädchenhaupt, das ihn danach befragte. Plötzlich verändert und nur noch den Künstler im Antlitz, sah er sinnend von den blauen Augen auf die reine Stirn und auf das goldene Haar, das im Lichtschein der Krone glänzte.

Nach einer Weile senkte er aber rasch den

Blick und meinte halblaut: „Das sind wahrscheinlich die alten Gedichte, die Sie kennen. Wie kommen denn die nach Norwegen?“

„O, man kennt Sie sehr gut bei uns, Herr Brandes!“ rief Anna eifrig. „Sie haben sehr viele Verehrer bei uns! — Aber keinen so tiefen,“ fügte sie errötend hinzu, „als mich und meinen Bruder. Denken Sie, wir haben uns gegenseitig immer vorgelesen. Ihre Verse gehörten zu unserm Leben. Sie waren lange unser bester Freund, ohne daß Sie etwas von unserer Existenz gewußt haben.“

Er sah zu Boden und lächelte wie ein Kind, das vor Erwachsenen gelobt wird.

„Und darum freu' ich mich so, daß ich kommen kann und Ihnen sagen kann, daß wir Ihre Freunde sind. Ich weiß nicht, ob Sie es auch so fühlen, aber es ist doch traurig, daß Künstler oft sterben müssen, ohne von ihren Freunden zu wissen, ohne zu ahnen, wieviel Glück sie gestiftet haben. Und darum ist es doch förmlich unsere Pflicht, es dem Künstler zu sagen, so lange man noch sagen kann....“

Er erhob sich langsam und fuhr sich mit der Hand durch's Haar. „Ich freue mich sehr... Sie wollen meine Sachen übersetzen? Frau Wied

ſchrieb mir wenigſtens —“ Er ſuchte wieder erfolglos nach Mathildens Brief.

„Ja, lachen Sie nicht, Herr Brander — ich muß Ihnen geſtehen, ich habe ſchon ohne Ihre Erlaubnis mehrere Gedichte in's Norwegiſche überſetzt.“

„Nanu!“

„Ja, aber nur für mich — und ſchlecht... Ich muß noch ſehr viel Deutſch lernen.“

„Gedichte überſetzen iſt wohl furchtbar ſchwer .... Ich denk' es mir wenigſtens... Wenn es Ihnen recht iſt, geb ich Ihnen eine kleine Novelle von mir zum Verſuch, ich habe ſo 'n paar kleine Proſaſachen.“ Er hockte ſich raſch am Schreibtiſch nieder und öffnete das unterſte Schubfach.

„Novellen haben Sie auch geſchrieben?“

„Ja, ſo zu ſagen... Na, wo ſind denn die Dinger — Frau Kroſchky!“

Frau Kroſchky half und brachte den Thee und ſervierte ihn in ihrer angenehmen Weiſe, die ſich immer möglichſt unſichtbar machen wollte. Als ſie wieder hinausgegangen, gab Brander Anna ein dünnes Heft.

„Sie leſen es ſich vielleicht mal durch. Und nun wollen wir aber Thee trinken.“ Er ſetzte ſich

ihr gegenüber. Sie hielt noch das Heft in der Hand und las den Titel: „Legende vom heiligen Rupertus?“

„Nehmen Sie Sahne? Was sind denn Ihre Brüder? Nehmen Sie Rum?“

„O, danke. Die vielen Umstände! Aber es schmeckt. Mein jüngerer Bruder ist noch klein, aber der ältere ist Maler.“

„Was malt er denn?“

„Meistens Seebilder. Aber er ist sehr augenleidend — und das wird nicht besser werden.“

„Hm ... Ja, kann er denn da arbeiten?“

„Sehr wenig. Ach, Herr Brander, es ist uns schlecht gegangen. Mein Vater war Lehrer und starb. Meine Mutter ist arm, und mein Bruder kann fast gar nichts verdienen. Auf mir ist alles. Aber sehen Sie, es ist ja eine Kraft und eine Lust, für seine Nächsten zu leben und zu arbeiten, aber es muß doch auch einmal, einmal eine Ferne davon geben. Verstehen Sie? Ich kann mich so schlecht ausdrücken. Ich meine, man muß für das Brot arbeiten, aber man darf nicht immer darin stecken bleiben, der Himmel, wo die schönen Wünsche sind, der darf nicht zuwachsen über

einem. Immer nur Enthaltſamkeit und tote Arbeit, das geht doch nicht."

„Sie konnten ſich doch losmachen?"

„Ja — aber ſchwer, ſehr ſchwer. Ich kann es Ihnen nicht ſagen. Es war auch bei mir zu Hauſe nicht mehr gut, ich mußte fort ... Und nun will ich ſo gern im deutſchen Geiſte leben, weil ich ihn lieb habe — mich ganz hineinarbeiten in die deutſche Kunſt — verſtehen Sie? Sie ſind der erſte Deutſche, dem ich begegne."

„Na, Doktor Wied?"

„Gewiß — ich ſchätze ihn ſehr — aber ich habe noch keine Gefühle mit ihm. Sie lachen? Nein, Herr Brander. Das iſt wiſſenſchaftliche Kälte, das kenn' ich. Ich ſuche etwas Anderes — ich möchte hinausgehoben werden — ich möchte frei denken können — und nicht mit einer Schweſter, denn wir Frauen haben alle unſere Grenzen, auch wenn wir Mathilde Wied heißen. Den graden Weg durch das Leben geht nur der Mann."

„Glauben Sie?"

„Und Mathilde meinte, da ich Sie ſo ſchätze, würden Sie auch mich ein wenig ſchätzen können und mir helfen, weil ich einen großen Ernſt habe."

„Sehr gern.“

Sie ſtanden auf und ſahen ſich feſt in die Augen.

„Mir iſt es auch ſehr lieb, denn ich bin jetzt viel allein geweſen ... Intereſſieren Sie ſich für Velasquez?“

„Ich ſchäme mich, ich weiß noch ſo wenig von dieſem Künſtler.“

„Na alſo. Dann kann ich Ihnen ja helfen.“

„Ja, das können Sie. Sie können mir überhaupt viel helfen. Und wenn Sie Muſik lieben — bei Wieds iſt ein wunderbarer Flügel, und ich ſinge ganz gut.“

„Wie ſchön!“

„Sie ſpielen doch wohl Klavier?“

„Ein bißchen.“

„O, dann machen wir Volkslieder zuſammen! Norwegiſche Volkslieder! Nicht? Und nun Adieu — es iſt ſpät — ich muß nach Hauſe.“

Sie machte ſich raſch fertig und ging zur Thür. Er folgte ihr.

„Es iſt ſchon dunkel — wenn es Ihnen recht iſt —“

„Nicht doch! Bleiben Sie! Ich gehe ſo gern

allein. Dann denke ich immer an Alles. Wann seh' ich Sie wieder?"

„Morgen Vormittag vielleicht? Wir könnten zusammen in's Museum gehen —"

„O Sie freier Mann — vormittags kann ich nicht. Da sitz' ich im Bureau. Aber nachmittags? Kommen Sie zu Wieds?"

„Um Fünf —"

„Ist gut. Adieu!"

Sie war schon fort, bevor er sie zur Thür geleiten konnte. Er kehrte mit stillem Lächeln in sein Zimmer zurück und setzte sich wieder an den Theetisch, von ihrem Hauch umweht und ihrem Erinnerungsbilde gegenüber.

VII.

Mein lieber Peter!

Nun habe ich Dir so lange nicht geschrieben. Ich konnte nicht. Nun sollst Du aber heute einen langen und guten Brief haben. Es ist Abend, ich sitze in meiner Stube am Fenster — wenn ich aufblicke, sehe ich am Fenster gegenüber eine glückliche Mutter mit ihrem Kinde spielen. Und draußen ist die goldene Ruhe der Herbstabende, die Du so gut kennst. Ich bin in der Wohnung allein, denn Wieds sind ausgegangen, in's Theater. Ich sollte mitgehen, aber ich drängte mich lieber, Dir endlich einmal einen Brief zu schreiben.

Du wirst Dich über mein langes Schweigen schon gewundert haben, und daß ich jetzt immer nur gleichgiltige Bilderkarten schrieb. Aber es war nötig, Peter. Ich habe schwere und wunderschöne Tage hinter mir, ganz voll gepackt von Ein-

drücken und Erlebnissen, und hätte ich Dir in dieser Zeit ausführlich geschrieben, so wäre Dir sehr viel Unruhe, Zweifel, auch Gram daraus hervorgeklungen. Und das Leben ist so seltsam — die Deutschen sagen: Heute rot, morgen tot — verstehst Du? Es ist so. Morgen wird Alles anders als heute, und dennoch wäre es vielleicht besser, im Augenblick zu schreiben, wo man erlebt, als zu warten, bis Alles die Farbe von gestern hat.

Es hat mir hier im Anfang nicht gefallen, Peter, das sage ich Dir ganz offen, und ich dachte schon, ich könnte nicht hierbleiben. Weder an die Menschen noch an das Leben, das sie führen, konnte ich mich gewöhnen und bekam ein Heimweh, wie ich Dir nicht sagen und beschreiben kann. Mein einziger Trost war Mathilde Wied, aber sie ist so sehr beschäftigt und steht so ruhig in den Verhältnissen, die sie kennt. „Und leer und arm blieb die Brust, und ich bangte nach Sonne." Du kennst den Vers von Brander. Denke Dir — er war es, der mir die Sonne brachte. So hat sich unser Traum erfüllt, mein Liebster. Wie es immer ist im Leben: Ein Mensch kann uns die ganze Menschheit ändern. Ich besuchte ihn, wie ich mir vorgenommen hatte, und er empfing mich so

freundlich, so gut, daß ich offen gegen ihn sein konnte, ganz offen, daß ich Kameradschaft mit ihm schloß und, denke Dir, täglich mit ihm zusammen bin. Er zeigt mir seine Arbeiten, er überlegt mit mir seine neuen Pläne, und was ich niemals träumen konnte, ich werde von ihm geleitet und gelehrt, ich lerne mit seinen Augen das deutsche Leben kennen, und was das Beste ist, ich lerne mich selber besser kennen. Alles, Peter, was ich den neuen Verhältnissen vorgeworfen habe, fast Alles hätte ich mir selber vorwerfen müssen. Denn ich kannte nicht, was ich häßlich fand, und fühlte mich unglücklich, bevor ich Grund hatte.

Mir geht es so gut — ach, möchte es Dir doch ähnlich gehen. Ich verdiene es garnicht. Vormittags habe ich die gute und leichte Bureauarbeit, dann esse ich mit Wieds, nachmittags übersetze ich „Prinzessin Maud", eine Erzählung von Benjamin Brander — ja, nun staunst Du — und gegen Abend holt mich der Dichter zum Spazierengehen ab. Dann wandern wir stundenlang im Tiergarten oder im Grunewald, wenn Brander keine Billets zu einem Konzert oder Theater mitbringt, oder wir sind mit Wieds verabredet, und so ist der eine Tag immer schöner als der andere.

Arbeiten, lernen und genießen, was will man mehr? Was kann man mehr wollen? Ein Schauder überläuft mich, wenn ich daran denke, jetzt, jetzt ist das Glück, und ich weiß es nicht, ich schätze es nicht genügend. Ich glaube, man soll nicht daran denken, Peter, nur froh sein, stark sein, hoffen, das ist Alles. Aber ich bin sehr unruhig, denn ich werde mir allmählich bewußt, wie gering ich bin. Ich lasse es mir natürlich nicht merken, höre nur immer zu, wenn Brander spricht, und suche Alles aufzufassen, aber wie lange ich noch zu gehen habe, um die Gedanken eines solchen Menschen ganz zu begreifen, das ist schrecklich. Mein größter Trost ist, daß er an meinen Ernst glaubt, an mein ehrliches Wollen, rein und stark zu leben, vorwärts zu kommen, und siehst Du, Peter, das ist das wunderbar Seltene an diesem Mann, das ich höher achte als all' sein Talent und Wissen: er hat den Ernst unseres Vaters, er ist sehr jung und alt zugleich, man geht so rein und sicher neben ihm her als ein Mensch, das ist die Hauptsache. Man weiß, daß nichts in ihm entsteht, kein Wunsch, kein neuer Gedanke, der nicht organisch das Resultat und der Gipfel aller früheren ist. Die lästige und verletzende Unruhe der meisten Männer

Frauen gegenüber empfindet man bei Brander nicht und auf der anderen Seite auch keine Spur von unmännlicher Kälte oder Gleichgiltigkeit, o nein — eine göttliche Wärme ſtrahlt von ihm aus, die immer in's Ewige ſieht und Alles werden läßt, was wird, und nichts verlangt, was ſich nicht ſelber bietet. Ach, zu viel Worte ſchreibe ich Dir. Du hörſt mich reden, wo ein Gefühl viel mehr ſagt. Ich habe einen Freund und bin ſeine Freundin — das iſt Alles. Wir dürfen miteinander denken und fühlen und doch wie Kinder ſein. Wir dürfen uns Kameraden nennen vor Gott und der Welt. Verſtehe mich ganz, Du Lieber, und laſſe Dein großes Verſtändnis nicht zum großen Mißverſtändnis werden. Du weißt, ich habe zu viel gelitten und erlebt, um den gewöhnlichen Weg der Menſchen zu gehen. Ich muß für mich allein bleiben und bin glücklich, daß ich einen Menſchen gefunden habe, der mich gern hat und auch für ſich bleibt. Nie kann ſich unſer Gefühl verwirren. Ich ſchreibe Dir das, weil ich weiß, daß viele Menſchen bald mißtrauen werden und an das gewöhnliche Leben denken. Auch Doktor Wied. Was ſagſt Du? Er machte neulich ſchon einen Scherz über mich und Brander. Er meinte es ja gewiß

nicht böse, aber es ist doch etwas, was ich nie an ihm lieb haben könnte. Kinder, Kinder—wozu sind wir Menschen? Man geht zusammen seinen Weg und sucht zusammen nach Erkenntnis. Und wenn man sie gefunden hat, dann ist es doch das Höchste, sich wie Bruder und Schwester die Hand zu geben und jeder still nach Hause zu gehen. Auch ein Kuß ist möglich, der die höchste Freundschaft bedeutet. Ich habe solchen schwesterlichen Kuß, das weiß ich.

Lebe wohl, mein Lieber, ich schicke Dir Branders Bild, Du mußt es mir rasch zurückschicken. Ich habe ihm viel von Dir erzählt, er läßt Dich herzlich grüßen. Wie geht es Dir mit den Augen? Bist Du auch vorsichtig? Ach, wenn ich Dich hier haben könnte und die Kleinen — einen Haushalt von Göttern könnten wir führen. Ist Waldberg oft bei Mutter? Hat er seine Wünsche wiederholt? Möchte sich doch Mutter davor bewahren. Es ist kein Glück für sie, das wissen wir beide, und für Vaters Gedächtnis wäre es ein Unglück. Was ist denn Waldberg gegen Friburg? Was ist denn Rosen gegen Brander? Aber sie leben auch, und man muß sich zurechtfinden in der Tragikomödie des Lebens.

Leb' wohl, mein Junge. Ich schreibe bald

wieder, auch an Mutter. Erzähle ihr nur von dieſem Brief. Deine Anna.

Noch Eines — Du wollteſt mir von Suſanna Kierkegaard ſchreiben. Thu' es bald und erzähle mir, wie es Deinem Werke geht. Iſt es geſund und noch immer ſo ſchön? Leb' wohl! — —

VIII.

Nun kamen schöne Monate für beide. Sie lernten einander immer besser kennen und gingen Hand in Hand durch den rauschenden Herbst und den starken Winter. Die Eigenart von Branders Kraft, die ganz verhaltene und innere Sicherheit seines Wesens erkannte Anna und war entzückt, wenn aus der gleichmäßigen Gelassenheit, die sie im Anfang oft beunruhigt hatte, in stärkeren Momenten seine unverbrauchte Jugendfrische hervorsprang. Dann wußte sie, daß er eine bescheidene Maske gewählt hatte, um möglichst unauffällig durch das Wirrsal des Lebens die tiefbewegte Brust zu tragen, und daß er, wenn es darauf ankam, zur Ueberraschung Aller seinen Mann stand.

Sie dagegen, die Erkenntnis ihres Wesens, erfüllte ihn bald mehr, als Anna ahnen konnte.

Denn trotz ihrer herzlichen Zuneigung ging sie an seinem Innersten oft vorüber, wie man an einem See vorüber geht, die den Himmel spiegelnde Oberfläche bewundert und von der Tiefe doch nichts weiß. Denn, wo sie unbekümmert um ihr Mädchendasein den Freund um geistige Erkenntnis bat, da drängte sich ihre eigene Schönheit unwillkürlich zwischen sie und ihn und verwirrte Brander, wenn er klar bleiben wollte. So sah er allmählich neben der holden Wirklichkeit ihres Daseins auch das ideale Bild, das er sich früher abseits von den Frauen von der Frau gedichtet hatte, in Anna verkörpert, dergestalt, daß er sie ebenso vor Augen hatte, wenn er von ihr fort in wesenlose Fernen sah, als wenn er ihr in's Antlitz blickte. Ein großer Zwiespalt stellte sich dadurch von selber ein, denn wie es ihm ganz natürlich war, mit all' seiner Männlichkeit für sie zu fühlen, so schrak er auch oft vor ihr zurück, wie bei der Berührung einer marmornen Venus, die, ohne geliebt zu werden, Liebe bedeutet.

Am besten kam er mit dem Widerstreit seiner Gefühle aus, wenn er Kunstwerke mit ihr betrachtete und die Empfindungen beider rein und stark auf ein Drittes gerichtet wurden. So hatte

er auch an einem schönen, kalten Dezember-Sonntag Annas freien Vormittag benutzt, um mit ihr zum ersten Mal die Nationalgalerie zu besuchen. Besonders freute er sich darauf, den Eindruck der Böcklinbilder auf Anna zu beobachten, und der war nun auch so elementar, so jugendlich schön, daß die Bilder davon gerührt schienen und doppelt farbenprächtig leuchteten. Brander gab dieser Anblick aber keine Beruhigung, sondern verstärkte nur seinen Kampf, denn er sah sie mit aller Lebens- und Liebeslust die Märchenwelt des Meisters in sich aufnehmen, er sah ihre reine Freude an dieser großartigen Sinnlichkeit, und dennoch blieb sie, wie sie war, und die Kunst bekam wieder Alles, was sie dem Leben zu versagen schien.

Sie mochten beide nach Böcklin kein anderes Bild mehr sehen, und Brander begleitete Anna durch den Tiergarten nach Hause. Jetzt fiel ihr zum ersten Male seine bedrückte Schweigsamkeit etwas stärker auf, da sie selber durch die künstlerischen Eindrücke froher und lebhafter geworden war. Sie sah ihn im Gehen von der Seite an und bemerkte, daß er, ohne ihr Geplauder zu verstehen, ernst, fast schmerzlich in das Gewirr der kahlen Bäume blickte.

„Brander, was haben Sie?“ fragte sie ihn, plötzlich stehen bleibend. „Haben die schönen Bilder Sie nicht froh gestimmt?“

„Gewiß,“ erwiderte er und versuchte zu lächeln.

„Das klingt aber nicht so, daß ich es glauben kann. Ich denke mir, wenn man solche Vollendung sieht, dann kann man nichts Anderes als Freude und Dankbarkeit empfinden.“

„Was hat Ihnen denn am besten gefallen?“ fragte er und hob ein welkes Blatt vom Boden auf.

„Was fragen Sie! Die Natur natürlich!“

Brander lachte. „Die Natur natürlich. Ja — mir auch.“

Sie schwiegen eine Weile, dann sagte sie: „Sie denken etwas Besonderes dabei.“

„Ich? Nein... Ich denke überhaupt nichts Besonderes. Da sehen Sie mal das Eichkätzchen.“

„Ach reizend! Wie es springt! Als wenn es geworfen wird! Da oben auf die Birke! Immer weiter! Immer weiter!“

Sie klatschte in die Hände und trachtete dem Tierchen mit den Augen nach und war ganz traurig, als es verschwunden war.

Er sah sie dabei an mit einem Lächeln, das sie heimlich küßte, und sein Antlitz hellte sich auf.

„Kommen Sie, Brander," rief sie, „wir setzen uns hier auf die Bank, und ich lese Ihnen einen Brief vor." Sie zog ihn hin, und sie setzten sich beide.

„Einen Brief? Von wem denn?"

„Von Peter — von meinem Bruder. Er ist sehr interessant. Ich habe ihn heute bekommen. Wollen Sie ihn hören?"

„Gewiß. Sehr gern . . ."

Er stützte den Kopf in die Hand, und sie begann nach einer Weile: „Meine Anna —," dann plötzlich wieder abbrechend, sagte sie: „Nein, es geht nicht."

„Na?" fragte Brander ruhig.

„Also gut — ich lese:

„Meine Anna!

Ich schreibe Dir an Bord von Jensens Dampfer, der durch den Fjord zu den Marmorbrüchen fährt und mich mitgenommen hat. Der Himmel ist leicht bewölkt, die Bergwälder werden schon herbstlich, aber das Meer ist ruhig. Ich sitze am Kiel des Schiffes und sehe durch die Himmels-

ferne zu Dir nach Deutschland hinüber. Daß es Dir jetzt besser geht, freut mich sehr, und daß es Dir im Anfang schlecht ging, fühlte ich, ohne daß Du viel davon schriebst. Bei Wieds gefällt es Dir, und das ist gut. Die Arbeit in der Bank wird Dir nicht schwer, das ist noch besser. Und sonst schreibst Du mir Alles von Brander und nichts von Rosen —"

Anna stockte wieder, errötete und blickte lächelnd in den Brief.

„Na weiter," sagte Brander, „oder darf ich's nicht hören?"

Sie sah ihm sehr ernst in's Auge und erwiderte: „Hören könnten Sie Alles, Brander, Alles, aber lesen kann ich es schwer... Es ist ja natürlich," fügte sie hinzu, „daß ich Peter mehr von Ihnen als von Rosen geschrieben habe, denn ich habe den Menschen schon ganz vergessen." Sie sah eine Weile in den Brief, als wollte sie einen Absatz überspringen und den rechten Anknüpfungspunkt finden, dann fuhr sie fort:

„Grüße Brander und danke ihm auch von mir. Was gäbe ich darum, wenn ich ebensolchen Bruder haben könnte, wie —"

Sie ſtockte wieder und ſah faſt ängſtlich in den Brief.

„Na, das iſt ja eine Vorleſung mit Hinderniſſen," meinte Brander. „Woran liegt es denn nun ſchon wieder?"

Anna wagte nicht aufzublicken. „Es iſt ſo merkwürdig," flüſterte ſie, „die norwegiſche Sprache — mein Bruder hat nämlich norwegiſch geſchrieben, und da läßt ſich manches überhaupt nicht überſetzen."

„So — ja das iſt allerdings ſehr merkwürdig."

„Dumm!" rief Anna plötzlich, wie im Zorn über ſich ſelber, und ſah ihm offen in's Antlitz.

„Nanu?"

„Ich bin ſehr dumm ... Nun wollte ich Ihnen gerade einmal zeigen, was Peter auf Sie hält, und nun kann ich nicht. Aber Sie ſollen ihn wenigſtens kennen lernen, es wird Sie auch als Künſtler intereſſieren ..." Sie nahm ſich zuſammen und las von nun an freier und in wachſender Bewegung.

„Du fragſt mich nach Suſanna Kierkegaard. Sie iſt immer noch nicht fertig und wird auch, wie ich hoffe und bitte, ſo lange ich lebe, nicht fertig

werden. Dieſer letzte Sommer, der ihr höchſter Frühling war, war ſo unſagbar ſchön und heilig, daß ich nur Dir davon ſprechen kann. Nur Dir, und damit freilich auch mir. Denn ich muß meine eigene Liebe reden hören.“

„Iſt das ein Bild?“ fragte Brander.

„Wer?“

„Nun, Fräulein Kierkegaard.“

„Nein, denken Sie, das iſt ein junges Mädchen.“

„Was meint er denn aber mit fertig werden?“

„Warten Sie, Sie werden es gleich verſtehen.“ Brander lauſchte ſinnend und erſtaunt. Sie las weiter.

„Im Sommer war ich, wo Suſanna war und ſich dem Meer verlobte. Abends auf der Mole ganz allein, ſah ich das einſame Meer vom heißen Mittag träumen, wo es ihren Körper gebadet, mit ihrem goldenen Haar geſpielt und ihre Mädchenwangen geküßt hatte. Da verlor ich das Grauen vor dem Element und verbrüderte mich mit ihm, weil es ihre Schönheit beſeſſen und in reiner Größe entlaſſen hatte, wie ich ſie in meiner Seele täglich beſitze und täglich entlaſſe, wann ſie will.

Am Morgen lag ich unter meinem Schirm auf der Düne und zeichnete oder las, und immer wieder geschah es, daß sie im lichten Kleid, das süße Gesicht vom roten Seidenschirm beschattet, im weichen Sande langsam an mir vorüberschritt und sich in der nächsten Höhlung, die die Kinder des Majors für sie gegraben hatten, niederlegte. Niels Lyhne las sie dann, das konnte ich sehen, und da ich diese Dichtung auswendig weiß, wurde mir die Arbeit leicht, und ich konnte die Bewegungen ihrer Seele bei jedem Worte, das sie las, verfolgen."

„Arbeit?" fragte Brander. „Was für eine Arbeit meint er?"

Sie sah ihn mit ihren meerblauen Augen an. „Die Arbeit, die ihre Seele ist, natürlich. Er malt ihre Seele."

„Ein wirkliches Porträt oder ein Porträt in Gedanken?"

„Beides nicht. Auf Farbe und Pinsel hat er verzichtet, das war sein erster Schritt. Und Gedanken darf ich es nicht nennen, was er schafft, denn es ist nichts Flüchtiges, es ist der höhere Teil seines Lebens, es ist die restlose Aufnahme ihrer Natur in seine."

„Dann kennt er sie also gut? Wer war sie denn eigentlich?“

„Sie ist die Enkelin des großen dänischen Denkers Sören Kierkegaard, von dem Sie wissen, und wohnt mit ihrer Mutter in Christiania, dem Hause gegenüber, wo meine Mutter wohnt. Schon lange — wir haben sie als Kinder täglich gesehen.“

„Und wohl mit ihr gespielt?“

„Nein, nie gespielt, auch niemals kennen gelernt.“

„Was sagen Sie? Niemals kennen gelernt? Ihr Bruder auch nicht?“

„Nein, Brander. Das wäre auch nicht gut für ihn gewesen.“

„Warum?“

„Seine Seele brauchte einen Boden jenseits der Wirklichkeit, er brauchte die ganze Freiheit im Ideal. Die furchtbaren Kämpfe, in denen er sich befand, die drohende Blindheit, die er zu ertragen hatte, das war die Wirklichkeit, die er nicht von sich werfen konnte, ohne sein ganzes Leben von sich zu werfen. Ihm gegenüber in dem alten Hause wuchs aber ein reines, gesundes, glückliches Wesen auf, dessen heiliges Wachstum in der Sonne er immer vor sich sehen und beob-

achten konnte. Er brauchte nicht Gott, der ihm versagt war, er braucht nicht die Kunst, die ihm versagt war, er brauchte nur den Anblick dieses Kindes. In seiner Krankenstube, durch die grün verhangenen Fenster, sah er ihre Entwicklung in einem seltsamen, fernen Licht — er sah sie spielen, laufen, reiten und allmählich größer werden. Jede Stufe ihrer Entwicklung kannte er, jedes Erlebnis, das sie hatte, wußte er in Erfahrung zu bringen. Das ging so Jahre hindurch. Und am liebsten arbeitet er an dem Bilde ihrer Seele."

„Seltsam," sagte Brander. „Das klingt wie ein Märchen. Aber die Wirklichkeit ist doch schließlich mehr als jeder Traum. Kommt ihm denn nie der Wunsch, sie wirklich kennen zu lernen, ich meine als Mensch vor'm Menschen zu stehen?"

„Er kennt sie ja. Sie ist ja in ihm. Sie ist ja sein Werk, und das ist das Beste."

„Ich weiß nicht," sagte Brander, „da halte ich nichts in Händen, das versteh' ich nicht. Anbetung der Natur kann nie auf Natur verzichten."

„Was ist denn aber eigentlich Natur? Ist es nicht mehr die Empfindung, die der Künstler von ihr hat, als ihre eigene Vergänglichkeit?"

Brander erhob sich unruhig.

„Die Empfindung des Künstlers beruht eben darauf, die Vergänglichkeit festzuhalten! Den Augenblick zur Ewigkeit zu machen! Kennen zu lernen bis in's Herz hinein! Denn das ist Liebe — kein platonisches Schauen, kein Phantasiegespinst, sondern leben und sterben können mit einem Menschen, das ist es!"

Sie gingen weiter. Ohne zu wissen, wie es gekommen war, fühlten sie durch seine Worte eine plötzliche Kluft zwischen sich entstehen und rangen beide damit, sie möglichst rasch zu überbrücken.

„Ich hatte gedacht, Sie können wie mein Bruder fühlen," flüsterte Anna, „wenn Sie auch glücklicher sind als er."

Er lachte so bitter, daß sie erschrak. „Glücklicher? Wer weiß, ob die Phantasten in ihrer Traumwelt nicht glücklicher sind als gesunde Menschen, die leben wollen und leben müssen!"

„Leben, Brander? Wollen Sie denn leben wie die Menschen?"

„Ja wahrhaftig! Ich baue auch an meinen Träumen, an meinem Ideal, wie Ihr Bruder — aber wenn ich's mal treffe, dann laß ich es nicht vorübergehen, dann schenke ich ihm, was ihm zu-

kommt, und verlange dafür, was ich ihm gegeben habe."

Er hatte rasch und laut und in heißer Bewegung gesprochen, wie nie zuvor. Nun hielt er inne, als erschreckte er vor sich selber. Sie hörte das Neue und Fremde aus seinen Worten heraus, und schweigend schritt sie neben ihm, in steigender Angst, daß er weitersprechen und noch mehr verderben könnte.

Jetzt standen sie vor dem Hause, wo Anna wohnte, und faßten sich gleichsam erwachend. Brander suchte seinen alten Ton zurückzufinden und sah sie lächelnd an.

„Da sind wir aber stramm gelaufen — ich weiß garnicht, wie wir hergekommen sind."

„Und es war doch so schön bei Böcklin."

„Heute Abend wird es auch schön. Bei Joachim! Ich warte an der Kasse ... Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen."

Sie sah ihm nach, wie er rasch und den Stock schwenkend durch die Potsdamer Straße davonlief, dann stieg sie langsam zu Wieds hinauf.

IX.

Nach Tisch trat Mathilde mit der Bitte zu Anna, sie möchte ihr doch noch ein halbes Stündchen in ihr Atelier folgen, da sie gern über etwas Wichtiges mit ihr plaudern wollte. Das Mittagessen war ziemlich schweigsam verlaufen, denn das Ehepaar Wied war offenbar mit einem Gegenstand beschäftigt, den Anna nicht kannte, und diese wiederum bemerkte in ihren eigenen Gedanken nicht die Zerstreutheit der Anderen. Der Doktor legte sich, nachdem die Tafel aufgehoben, schlafen, und die Frauen gingen in das sonntäglich stille Atelier hinüber.

„Was hast Du, Mathilde? Du bist so ernst?“ fragte Anna, nachdem sie sich auf das große Eisbärfell des Divans geworfen.

„Du bist ja auch so ernst,“ erwiderte Mathilde

und lächelte. „Vielleicht begegnen wir uns beide.“ Dann nach einer Pause sagte sie, sich zu Annas Füßen setzend: „Ihr geht heute Abend in die Singakademie, Du und Brander?“

„Ja, zu Joachim.“

„Warum nehmt Ihr mich denn niemals mit?“

„Aber Mathilde!“ Anna erhob sich halb und griff mit liebevollem Schreck nach ihren Händen: „Liebe, gute Mathilde! Warum sagst Du mir das nicht? Wie kann ich wissen, daß Du willst, und daß Du abkommen kannst? Jetzt ist es zu spät, jetzt kriegen wir keine Karte mehr!“

„Natürlich,“ erwiderte Mathilde langsam und sah auf ihre Hände. „Ich mein' es auch eigentlich nicht so.“

„Wie denn? Wie meinst Du es denn?“

„Ich soll doch offen mit Dir sein, mein Kind, nicht wahr, ganz offen?“ Sie rückte nahe an Anna heran und sah ihr treu in die Augen.

„Ja, was denn sonst? Du machst mir Angst, Mathilde!“

„Dazu ist gar kein Grund, wahrhaftig nicht. Es ist nur eine dumme Geschichte, die ich Dir sagen muß, obgleich ich natürlich selber von ihrer Nichtigkeit überzeugt bin. Aber ich habe Dich sehr

lieb gewonnen, das weißt Du, und gerade weil ich Dich verstehe, möchte ich Dich vor einer neuen Enttäuschung bewahren."

„Vor einer neuen Enttäuschung?" fragte Anna mit leisem Zittern in der Stimme. „Wer soll mich denn enttäuschen?"

„O kein Bestimmter — ich meine nur, daß Du mit Deiner freien, natürlichen Anschauung, die ich so liebe, wieder und wieder verletzt werden mußt. Wieder und wieder wirst Du Dich hingeben, wo die Leute nur an das Gewöhnliche denken."

„Ich bitte Dich, Mathilde, sei deutlich, sage mir, wen Du meinst!"

„Ich meine die ganze Welt."

„Nun Gott sei Dank, ich dachte, Du meinst Brander."

„Kind, man muß sich auch vor Schmerzen zu bewahren wissen. Sonst kriegt einen das Kleine unter, bevor man das Große erlebt. Du weißt, ich kenne Dein Verhältnis zu Brander, ich habe Euch zueinander gebracht und weiß, was Ihr Euch seid, und wieviel höher das Alles steht als jede Spur von Verdächtigung."

„Verdächtigung?!" rief Anna und hatte

Zornesröte in den Wangen. Sie strich das blonde Haar zurück und richtete sich auf.

Mathilde, von ihrem Anblick auf's Neue befangen, sagte bittend: „Errege Dich doch nicht, es ist ja nichts geschehen, ich will nur, daß Du weißt, wie die Leute denken, und daß Du sie rechtzeitig zum Schweigen bringst."

„Die Leute? Welche Leute?"

„Du bist eine Fremde, ein junges Mädchen, das allein steht und unserem Schutz empfohlen ist. Du kannst Dich leider nicht so frei bewegen wie andere Menschen. Du bist auffällig durch Deine Erscheinung, man beobachtet Dich und mißdeutet natürlich viel. Unsere Bekannten sehen Dich oft mit Brander allein auf der Straße oder im Theater oder im Restaurant, oft noch spät abends. Man muß sich doch klar sein über die Kleinlichkeit der Leute, Kind, so verletzend es auch sein mag. Ich finde Dein Verhältnis zu Brander herrlich, ganz natürlich, mir genügt, was i ch davon weiß —"

„Und Dein Mann? Sag' mir, Mathilde, dem genügt es wohl nicht?"

„O doch! Was glaubst Du! Heinrich ist ein freier Mensch, aber zu ihm kommt das Gerede zuerst — er hat mich heute darauf aufmerksam

gemacht und meinte, ich müßte Dich warnen, bevor Du es von anderer Seite hörst."

„Warnen! Warnen! Aber vor wem denn! Was ist das für ein kleinliches Getriebe! Was ist das für ein Ameisenhaufen! Das juckt und stichelt, wenn man sich im Walde schlafen legt! Du, das veracht' ich!"

„Das sollst Du auch," erwiderte Mathilde ruhig, „und sollst es überhaupt nicht schwer nehmen. Aber schon in Rücksicht auf Brander muß man dagegen ankämpfen. Ist Dir denn seine Befangenheit in den letzten Tagen nicht aufgefallen?"

„Vielleicht — vielleicht — wie meinst Du das?"

„Nun, ich meine eben, daß auch an ihn schon dergleichen herangetreten ist, und daß er aus Zartgefühl Dich nichts davon merken lassen konnte. Da muß ihm also ein Dritter helfen, und ich werde von jetzt an, so gut es geht, die Anstandsdame spielen. Ich sage Dir das vorher, damit Du Dich nicht zu sehr über meine Aufdringlichkeit wunderst." Sie lächelte und küßte Anna auf die Stirn. Doch diese blieb ernst, und ihr bleich gewordenes Antlitz hatte zum ersten Male etwas Düsteres und Herbes. Es arbeitete heftig in ihr, und Mathilde

flüſterte, ſie an ſich ziehend: „Nun ſei doch ruhig — was ſind denn die dummen Menſchen?“

„O, hier ſind ſie viel,“ erwiderte Anna leiſe, „und ich werde hier ſehr unglücklich werden, das weiß ich.“

„Kind, Kind —“

„So wird einem Alles entweiht — Alles wird einem langſam beſchmutzt und entweiht, Mathilde. O dieſe engen Straßen, dieſe häßlichen Menſchen, dieſer wilde, rohe Lärm Tag aus, Tag ein — wie kann es auch anders ſein? Ich bin von meinen Bergen gekommen, von meinem Fjord, ich Narr, o wär' ich doch da geblieben.“

Sie ſtarrte vor ſich hin. Nach einer Weile ſagte Mathilde: „Du biſt doch ein vernünftiges Mädchen, Anna. Ich wundere mich eigentlich, daß Du Dir nicht ſchon ſelbſt geſagt haſt, was ich Dir heute ſagen mußte.“

„Wie konnte ich das, Mathilde? Das lag mir fern.“

„Nun, Du haſt doch zum Beiſpiel von Branders Verwandten gehört. Es ſind die Einzigen, die er hier hat, und er iſt faſt täglich mit ihnen zuſammen. Da wäre es doch das Natür-

lichſte von der Welt, wenn er Dich dieſen Leuten zugeführt hätte."

„Das hat er nicht gethan. Gewiß ... Aber die Leute ſind mir fremd — was ſollte ich ſie beläſtigen?"

„Er hätte es trotzdem gern geſehen, wenn er nicht da gerade auf Widerſtand geſtoßen wäre. Der Onkel und die Tante ſind gegen Dich, das hat er gemerkt, und er iſt aus Aerger deshalb ſchon die ganze Woche nicht bei ihnen geweſen. Das weiß ich."

„So, ſo. Das thut mir leid. Ja ja. Ich nehme ihm Alles." Sie hatte einen bitteren Zug um den Mund und erhob ſich, Mathilde die Hand reichend. „Adieu."

„Biſt Du mir böſe?"

„Mathilde — etwas traurig bin ich. Nun will ich tüchtig ſpazieren laufen und dann in die Singakademie. Da wird mir beſſer. Ja, Gott, wenn das nicht wär'."

„Leb' wohl und vergiß es bald — es iſt nur wert, vergeſſen zu werden."

* * *

Abends saß Anna neben Brander in der Singakademie und lauschte mit ihm den vier Meistern, die zur Ehre des wahren Gottes spielten. Haydn, Mozart, Beethoven — so lautete das Programm. So lautet es überhaupt. In stiller Seligkeit nebeneinander genießend, verbrüderten sich die Seelen der Beiden auf's Neue, unbekümmert um die Welt und ihre Verdächtigung. So verließen sie froher, als sie gekommen waren, den Saal und schritten, dem langsam herausströmenden Publikum vorauseilend, die stillere, rechte Seite der Straße Unter den Linden entlang, die Augen auf ihre Schatten gerichtet, die sich scharf von dem leicht beschneiten, elektrisch beleuchteten Trottoir abhoben.

„Es ist doch, als ob einem Joachim von seinem Leben erzählt," sagte sie nach einer Weile.

„Oder von Beethovens Leben."

„Ja — das ist wohl richtiger."

Sie standen jetzt vor dem alten Weinrestaurant an der Ecke der neuen Wilhelmstraße, das sie meistens nach den Konzerten besuchten. Brander öffnete die Thür und forderte Anna mit den Augen auf, vorauszugehen. Doch diese blieb in einer plötzlichen Eingebung zögernd stehen und sagte:

„Ich dachte, wir wollten heute lieber nach Hause gehen, Brander?“

Er machte ein erstauntes Gesicht. „Warum denn?“

„Hatten Sie nicht gesagt —?“

„Ich? Kein Gedanke! Hier haben wir doch immer so gemütlich gesessen. Kommen Sie doch.“

Halb bedrückt durch die Erinnerung an ihr Gespräch mit Mathilde, halb auch erfreut durch Branders völlige Unbefangenheit, trat sie ein. Sie stiegen die enge, eiserne Wendeltreppe in den ersten Stock hinauf, wo sie ein matt erleuchtetes, stilles Zimmer im holländischen Stil betraten. Dort pflegten sie ungestört in einer Nische zu sitzen, die durch eine Sofawand von dem übrigen Raume derart getrennt war, daß man die anderen Gäste weder sehen konnte noch selber von ihnen gesehen wurde.

Brander nahm die Speisenkarte und fragte: „Was wollen wir essen? Haben Sie Wünsche?“

„Ach nein — was Sie wollen.“

„Na?“

„Ich sag' es nicht.“

„Also demnach Kaviar. Und ein schönes Entrecôte, Kellner. Und eine Flasche Henkellsekt.“

„Aber Brander — Sie sind ein Verschwender — wie soll ich denn meinen Teil bezahlen? Ich bin Ihnen auch noch 3 Mark 25 schuldig — unsere Rechnung stimmt garnicht mehr."

„Na, heute sind Sie mein Gast."

„Sie wissen doch, das will ich nicht."

„Aber Anna, wir müssen doch Joachim feiern. Sie sollen auch ein bißchen vergnügteres Gesicht bekommen."

„Bin ich denn traurig?"

„Nein, aber Sie kamen mit einem furchtbar griesgrämigen Gesicht in's Konzert, jetzt kann ich's Ihnen ja sagen."

„Ach so . . ." Sie sah errötend vor sich hin und spielte mit der Gabel.

„Was war denn wieder?"

„Ach, ich hatte Ihnen heute Vormittag nicht Alles vorgelesen, was mir mein Bruder geschrieben hat . . . Aber es ist doch besser, wenn ich es Ihnen sage. Denken Sie, es ist möglich, daß meine Mutter wieder heiratet."

„So? Wie schön!"

„Nein, schön ist es eben nicht. So leid es uns Kindern thut, aber wir können uns nicht darüber freuen."

„Warum denn? Ihre Mutter muß doch noch jung und hübsch sein? Dem Bilde nach zu urteilen —"

„Aber Brander," erwiderte Anna erregt, „was reden Sie — ist das genug, daß meine Mutter noch jung und hübsch ist? Sie hat meinen Vater vor drei Jahren verloren, und zuerst war es so, als hätte sie ihren Lebensinhalt verloren. So hat mein Vater sie geliebt. Und nun, wo die Erinnerung an ihn ihre Welt war, da kommt plötzlich ein Fremder des Weges —"

„Wer ist es denn?"

„Sie kennen ihn — Waldberg ist es."

„Waldberg?"

„Ja. Es geht schon fast ein Jahr, und jetzt hat er meine Mutter sogar auf sein Rittergut eingeladen. Er hat drei kleine Kinder, die soll sie ihm erziehen, aber sie wird auch reich werden. Wir verstehen es nicht — uns thut das Herz so weh, wenn wir an Vater denken."

„Ich kenne ja Waldberg nur flüchtig," meinte Brander, den Kopf in die Hand stützend, „und halte ihn, offen gestanden, für ein bißchen falsch, wie viele Dänen —"

„Sehen Sie!"

„Aber gutmütig ist er auch und ein frischer Kerl — warum soll er Ihre Mutter nicht lieb haben?"

„Ich frage, wie kann sie ihn lieb haben? Sie?"

„Wir wissen von anderen Seelen sehr wenig, Anna. Wir müssen etwas vorsichtig sein. Meistens zerstört man fremdes Glück aus Eigennutz und nicht aus Liebe."

„Brander, meine Gefühle für meine Mutter nennen Sie Eigennutz?"

„Ich habe mich ungeschickt ausgedrückt. Ich meine nur, das Glück ist so selten im Leben, die Glücksmöglichkeit so gering — man muß den Naturen freien Lauf lassen. Kann Ihre Mutter nicht mehr aufrichtig trauern, ist sie von ihrer Erinnerung nicht mehr ausgefüllt, dann weiter, weiter, fassen, festhalten, so lange es geht."

Der Kellner hatte eben den Wein gebracht, und Brander goß in Erregung mit leise zitternder Hand die Kelche überschäumend voll. Anna betrachtete ihn dabei mit feuchtem Glanz über den großen blauen Augen.

„Sie sind heute anders als sonst," sagte sie

leiſe, „ſchon vormittags — als wollten Sie heute anders ſein. Ich möchte von Ihnen nicht den brutalen Lebensgenuß predigen hören, Brander, von Ihnen nicht. Warum ſchütten Sie heute all' die feinen, wunderbar feinen Gänge zu, die Sie in Ihrer Seele haben? Warum preiſen Sie, was wir beide überwunden haben, bevor wir uns kennen lernten?"

Er war ſehr rot geworden, während ſie ſprach, und trank ſein Glas mit einem Zuge aus, dann ſagte er, ohne ſie anzublicken: „Ich meine nichts Anderes, als was Sie bei den meiſten Künſtlern finden werden. So lange wir nicht ſelige Geiſter ſind, müſſen wir die Naturbeſtimmung reſpektieren, ſonſt ſündigt man ſchließlich mehr als alle Waldberge."

Sie ſchwiegen jetzt lange und aßen mechaniſch, ohne ihr pochendes Herz beſchwichtigen zu können und ohne die innere Gereiztheit zu überwinden. In dem von bunten Laternen matt erleuchteten Raume war es ganz ſtill, der Kellner hatte ſich zurückgezogen, und nur vom letzten Tiſche hörte man das Wiſpern und Gekicher eines Pärchens.

Endlich ſah Anna auf und ſagte ſcheinbar ruhig, aber mit einem ſeltſam ernſten Feuer in den

Augen: „Brander, so geht es nicht — wir müssen wieder werden, was wir waren."

„Ja, sind wir denn was Anderes?" fragte er leise, mit eigentümlichem Ausdruck.

„Wir müssen gut miteinander sein, weiter weiß ich nichts. Wir müssen wieder miteinander arbeiten. Ich muß von Ihnen lernen, und Sie müssen Vertrauen zu mir haben."

„Vertrauen?"

„Ja — und deshalb — deshalb, Brander — wollen wir Brüderschaft trinken. Kommen Sie."

Die letzten Worte hatte sie ganz innig und weich gesagt, mit einer so lieblichen Hoheit und Wärme in der Stimme, daß er ihr zunächst nur mit einem Blick antworten konnte, als bäte er sie stumm um eine Welt. Dann aber, gleichsam erschreckend und mit dem Versuch zu lächeln, sagte er: „Ich bin dabei."

Sie stießen an und gaben sich die Hand.

„O, Deine ist ganz kalt," sagte sie mit zögerndem Lächeln.

„Und Deine ist wie Feuer."

Es entstand eine Pause, und Brander zog in großer Verwirrung das Konzertprogramm aus der Tasche, um die Stimmung abzulenken.

„Opus 127," sagte er, hineinblickend, „dies eine jagende Thema im zweiten Satz, das verläßt einen nicht, das könnte man im Tode noch hören."

„Ja? Glaubst Du? Diese Ruheloſigkeit?"

„Ich glaub' es, denn es iſt der Urgrund von Beethovens Seele. Er hatte das Bild vom Glück und die Schönheit und Liebe im Herzen — nicht zu greifen, nicht zu faſſen, und doch mehr als alle Wirklichkeit."

„Fühlſt Du Dich ihm verwandt?"

Er lächelte mit brennenden Augen düſter.

„Verwandt — wie man ſich ſchließlich dem lieben Gott verwandt fühlt. Man muß eben allein ſein."

„Als Künſtler?"

„Ja."

„Muß man?"

„Denn die Erlöſung ſcheint nur in uns ſelbſt zu liegen."

„Dann wäre man ſich alſo eigentlich — fremd?"

„Das kann man nicht faſſen, nicht wahr?"

Er ſah ſie an, ihre Seele an, und ſie ſenkte zum erſten Male den Blick, anſtatt ihn zu erwidern.

„Das kann man nicht faſſen," ſagte ſie. Da nahm er plötzlich ihre Hand in beide Hände und preßte ſie heiß. Wie Feuer durchlief es ſie, und ſie ſuchte ſich ihm in ſteigender Angſt zu entziehen.

„Anna!" bat er flüſternd, in einem Ton, den er nur einmal fand, und als er ihre Angſt und den harten Trotz in ihren bebenden Zügen ſah, da verlöſchte die koſtbare Flamme plötzlich, er gab ihre Hände frei und lehnte ſich erblaſſend in den Stuhl zurück. Minuten vergingen wie Ewigkeiten, er hörte ſie leiſe weinen, und von einem ganz anderen Gefühl beſeelt, in einfachem Freundesmitleid, ſagte er: „Beruhige Dich doch — wir müſſen vergeſſen — wir wollen nach Hauſe."

Sie nickte nur bewegungslos und ſtreifte ihn mit einem ſcheuen, bittenden Blick, den er aber nicht erwiderte. Er zahlte, gab ihr Tuch und Mantel, und ſie ſtiegen langſam die eiſerne Wendeltreppe hinunter. Wortlos gingen ſie über die ſtille Straße, die weiß und kalt im Schnee lag. Zum Droſchkenhalteplatz lenkte Brander hinüber und ließ Anna in einen Wagen ſteigen, um ſelber allein nach Hauſe zu gehen. Als das ſchläfrige Gefährt allmählich in Bewegung kam, ermannte ſich Anna und flüſterte, ſich aus dem Fenſter

neigend: „Wann ſehe ich Dich? Wann arbeiten wir wieder?“

Mit einem kurzen, trockenen Lachlaut erwiderte er: „Wann Du willſt.“

In neuer Aufwallung verfinſterte ſich ihr Antlitz, und ſie ſagte härter als ſie wollte: „Ich werde Dir ſchreiben. Gute Nacht.“ Der Wagen fuhr davon, bevor ſie ein Abſchiedswort von ihm hören konnte. Aber er hatte nichts geſagt. Er lief, die Zähne in die Lippen gepreßt, die tote Straße entlang, und aus ſeinem keuchenden Atem rang ſich allmählich das Beethoven'ſche, das jagende Thema los, von dem er mit ihr geſprochen hatte. Es trieb ihn jetzt plötzlich vor ſich her, und im Auge hatte er Annas Bild, wie er ſie liebte, und nicht wie ſie war. Und plötzlich ſtockten ſeine Schritte, denn er hörte mitten im Getümmel der Töne und Gefühle eine ſcharfe, flüſternde Stimme neben ſich, die ſagte: „So allein?“ Und aufblickend, ſtarrte er in eine bemalte Dirnenfratze, die ſich anbot, die ſich anbot.

X.

Nach ſchlafloſer Nacht ging Anna, ohne das gemeinſame Frühſtück abzuwarten, und ihren Wirten nur flüchtig durch die Thür Adieu zurufend, in ihr Bureau, um in der gleichmäßig toten Arbeit Betäubung ihrer Schmerzen zu finden. Aber ſie hatte es heute ſchlecht getroffen. Der Direktor, dem ſie ſich ſeit ihrer erſten Vorſtellung etwas abſichtlich fern gehalten, machte heute gerade ſeine monatliche Runde durch ſämtliche Reſſorts der Bank und unterhielt ſich, leutſelig wie ein Monarch, beſonders mit den neu engagierten Beamten. So kam er auch in die Buchhalterei, wo Anna mit fiebernden Wangen ſaß und ſchrieb. Sie ſuchte ſich hinter dem korpulenten Fräulein Wolff, ihrer Kollegin, die ihr gegenüber am Pult ſaß, zu verſtecken, doch hatte der Direktor mit ſeinem ſchielenden, aber ſcharfen Blick ſie ſchon erkannt und ſteuerte lächelnd auf ſie zu.

„Da iſt ja Fräulein Friburg!“ rief er mit jovialer Handbewegung. „Sie laſſen ſich ja gar nicht mehr ſehen! So fleißig? Nun, das muß ich ja loben.“

Anna erhob ſich und legte ihm ſchweigend ihre großen, mit peinlicher Sorgfalt geführten Kontobücher vor. Ihr war ſehr ſchlecht zu Mute, und ſie hielt ſich unwillkürlich mit beiden Händen am Pultdeckel feſt. Der Direktor ſetzte ſich den goldenen Zwicker auf und meinte wohlwollend, indem er die Bücher leicht durchblätterte: „Nun, das iſt ja Alles wunderbar. Wie ſoll es auch anders ſein, nicht wahr, liebes Fräulein? Das iſt ja Alles vortrefflich.“ Sich dann zum Reſſortchef wendend, fragte er plötzlich mit Amtsmiene: „Sie haben die Bücher revidiert, Herr Valentin? Nun alſo ... Aber Sie ſehen ſo blaß aus, liebes Fräulein,“ wandte er ſich wieder zu Anna, „bekommt Ihnen die Berliner Luft nicht gut? Als Sie damals zu mir kamen, hatten Sie ſo ſchöne rote Bäckchen.“

Anna lächelte nur mühſam, denn es war ihr eben etwas ſchwarz vor den Augen geworden, und ſie ſuchte ſich mit aller Kraft zu halten.

„Hübſch ſpazieren gehen, die freien Nach-

mittage gut benutzen. Hm... Und wie steht es denn mit dem Herzen?"

Anna wandte sich ab, denn der schielende Blick, der ihr folgte, verursachte ihr Schwindel. Der Direktor, ihre Bewegung falsch verstehend, drohte ihr schelmisch mit dem Finger: „Also das Herz, das Herz! Tja, tja... Aber Fräulein, was ist Ihnen denn? Ich scherzte ja nur — ist Ihnen denn nicht wohl?"

Er sah sie schwanken, und bevor er ihr Hilfe leisten konnte, fiel Anna schon um und wäre zu Boden geschlagen, wenn Fräulein Wolff und Herr Valentin, die eben noch lächelnd den Scherzen des Direktors gelauscht, sie nicht aufgefangen hätten. In großer Bestürzung legte man sie auf's Sofa, und der Direktor, dessen Gutmütigkeit jetzt durchkam, machte sofort energische Wiederbelebungsversuche, die auch Erfolg hatten, so daß man das junge Mädchen, das mit starren Augen, ohne Ausdruck um sich blickte, in eine Droschke führen und mit Fräulein Wolff nach Hause schicken konnte. Im Wagen erholte sich Anna ein wenig und bat ihre Begleiterin sofort mit Heftigkeit, in das Bureau zurückzukehren, doch diese ließ sich, resolut wie sie war, nicht abschütteln,

führte Anna zu Wieds hinauf und legte sie mit Hilfe der tief erschrockenen Mathilde zu Bett. Dann erst entfernte sie sich befriedigt. Es war noch früh am Tage, und Mathilde ließ durch das Mädchen ihren Schülerinnen absagen, um ganz bei Anna bleiben zu können. Ihr Gatte befand sich in der Praxis, doch war seine Hilfe kaum mehr von Nöten, denn Anna verfiel sehr bald in einen tiefen, wohlthätigen Schlummer. So saß Mathilde schweigend an ihrem Lager und suchte in dem bleichen, träumenden Antlitz zu lesen, was sie gequält und krank gemacht hatte. Sie öffnete dem warmen Sonnenschein ein Fenster und freute sich, leise wieder Platz nehmend, an Annas goldenem, aufgelöstem Haar, das, vom Winde bewegt, um ihre atmende Brust spielte. Gegen zwölf Uhr erwachte Anna plötzlich und richtete sich lebhaft auf. Allmählich fiel ihr ein, was vorgefallen, sie wollte es nicht mehr wahr haben, und als Mathilde ihr den Hergang ausführlich erzählte, schlug sie in aufrichtiger Scham die Hände vor's Gesicht und rief: „Das auch noch! Ich werde noch eine vornehme Dame! Mit Ohnmacht und Bleichsucht!“ Und in wilder Nervosität losweinend, vergrub sie den Kopf in die Kissen. Frau Wied war ratlos und

versuchte sie damit zu trösten, daß sie die Absicht aussprach, Brander von ihrem Zustand in Kenntnis zu setzen. Doch hiermit führte sie erst den letzten, leidenschaftlichen Ausbruch herbei, und Anna gestand ihr, sich in ihren Schoß werfend, was gestern Abend vorgefallen und was der Grund ihres heutigen Zufalls gewesen wäre. Aus dem wirren, heißen Strom ihrer Worte suchte Mathilde vergebens objektive Klarheit zu gewinnen. Sie hörte sie ruhig bis zu Ende an und sagte dann mit ihrer sanften, aber festen Güte, indem sie das heiße, mit Thränen benetzte Gesicht in die Kissen niederdrückte und Annas Wangen unablässig streichelte: „Mein Kind, mein liebes Kind, das überrascht mich Alles nicht. Das sah ich kommen."

„Was sahst Du kommen? Was?"

„Ihr habt mit dem Feuer gespielt, das ist doch richtig."

„Wir haben das Feuer gehütet, Mathilde. Ich wenigstens, ich habe das reine, das wahre Feuer gehütet."

„Und hältst Du denn wirklich seine Erklärung für unrein? Darfst Du die erste, kostbare Regung eines solchen Mannes verwerfen, Anna? Darfst Du das?"

1204381

„Ich muß verwerfen, was nicht auf ſeiner Höhe iſt. Und es iſt nicht auf ſeiner Höhe.“

„Was nennſt Du Höhe? Die Liebe eines Mannes iſt ſeine Höhe. Du darfſt das Beſte im Leben nicht außerhalb des Lebens ſuchen.“

„Das thu' ich auch nicht, Mathilde. In unſerer Freundſchaft, in unſerer Kenntnis voneinander, in unſerer Verehrung füreinander, da lag es. Da überwanden wir Mann und Weib und waren Menſchen, die miteinander leben und ſchaffen können. Ueberall, wo ich hinſah bisher, kam das Tier zum Vorſchein, das Niedere, das Vergängliche — nur bei ihm nicht, bei ihm nicht. Und er hat doch die Liebe und Alles im Herzen. Warum mußte er erliegen? Warum mußte er zerſchlagen, was er in mir aufgerichtet hatte?“

„Das frage Deine Jugend, Du wunderliches Kind, das frage Deinen Spiegel.“

Das Haar mit der Hand zurückſchleudernd, ſo daß es ſich völlig in goldene Wellen löſte, rief Anna, ſich trotzig aufrichtend: „Spiegel! Und das ſagſt Du? Er hatte mehr geſehen von mir, ich ließ ihn ſehen, was mein Spiegel nicht kennt!“

„Anna, Anna,“ ſagte Mathilde leiſe, „Du giebſt etwas Großes hin für ein Nichts. Bedenke

wohl, ein jeder ist nur in der Liebe eines anderen etwas. So lange ich Branders wahre Absicht nicht kannte, sah ich eine Gefahr in Eurem Verhältnis, nun aber, wo er Dich heiraten, wo er Dich besitzen will, da sehe ich, daß Du Dein Glück zurückgewiesen. Man darf einem Menschen angehören, wenn man weiß, wie man ihm angehört. Wir Frauen sind ärmer als Du denkst, und Einsamkeit ist das Schlimmste. Wo jagst Du hin? Was suchst Du? Ein Phantom. Und die Wirklichkeit hat sich Dir angeboten. Und was Du in Dir hast, das sollte aufblühen und belohnt werden. Du aber wirfst es hin."

Sie wandte sich zur Thür. Da Anna sie nicht zurückrief, ging sie. Doch von ihrem nie versiegenden Freundeseifer getrieben, entschloß sie sich, noch an demselben Abend an Brander zu schreiben und ihn um eine Aussprache mit den herzlichsten Worten zu bitten. Doch blieb die Antwort lange aus, und zu Mathildes Ueberraschung kam sie schließlich aus Hamburg. Brander schrieb ihr, daß er sich plötzlich zu einer kleinen Reise hätte entschließen müssen und eben im Begriff wäre, nach Helgoland zu Schiff zu gehen. Nach seiner Rückkehr wollte er sich anmelden, und er bat sie,

Anna zu grüßen. Der Brief war freundlich, aber kühl und ihre tieferen Absichten zurückweisend, abgefaßt. So war es also damit nichts, und Mathilde mußte die Dinge laufen lassen, wie sie liefen. Dasselbe riet ihr auch ihr Mann, der allmählich unwillig geworden, den ganzen Kampf in Anna als überspanntes Zeug verwarf und sich mit diesem trockenem Resums etwas selbstgefällig begnügte.

In Anna aber wurde es nicht klarer und nicht ruhiger. Es war vielmehr, als verlöre sie den Boden immer mehr unter den Füßen, je eigensinniger sie sich auf sich selber stellen wollte. Im Innersten erkrankt und förmlich niedergebeugt, verändert an Leib und Seele, schlich sie umher, verrichtete nur mechanisch ihre Bureauarbeit und erkannte immer mehr, daß mit Brander der Sonnenschein von ihrem Leben gewichen. Da sie sich allmählich mit der ganzen Welt entzweit fühlte, glaubte sie auch nicht mehr mit anderen Menschen in naher Gemeinschaft leben zu können. Sie fühlte sich von allen Seiten beobachtet, nicht mehr geschätzt und schließlich als lästig empfunden, und die Macht ihrer bösen Einbildung brachte sie so weit, daß sie beschloß, sich von Wieds zu trennen, allein zu wohnen und in völliger Einsamkeit

die verlorene Ruhe wiederzufinden. Wie immer einen plötzlichen Entschluß in rasche That umsetzend, teilte sie eines Morgens ihren Wirten mit, was sie vorhatte, worauf der Doktor, dem tiefe Gekränktheit ihr gegenüber jetzt förmlich wohlthat, sich ironisch verneigte und hinausging, während Mathilde Thränen in die Augen bekam, aber sich fassend lächelte und sagte: „Wenn es für Dich besser ist, Kind, natürlich. Man wird auch oft noch tiefer befreundet und versteht sich besser, wenn man sich seltener sieht.“ Anna aber hatte garnicht im Sinn, sie so oft zu sehen, sie drängte in verbissenen Schmerzen rasch hinaus und suchte sich in aller Eile und ohne Sorgfalt ein Zimmer. Weit draußen in der Kantstraße, am Bahnhof in Charlottenburg, nahm sie ein enges und dunkles Parterrestübchen bei einer jüdischen Frau, deren Sohn Musikus war und den halben Tag verschiedene Blasinstrumente ohrenzerreißend übte. Mit ihrem bißchen Habe war Anna bald eingezogen, und als sich mit einem Schlage das Bild ihrer Umgebung so völlig verändert hatte, wußte sie, daß sie nun ganz allein war, aber sie fühlte nur noch schlimmere Oede, Angst und Verlassenheit. Sie konnte es in der traurigen Bude zwischen

den schmutzigen Chambre garni-Möbeln nicht aushalten und lief den ganzen Nachmittag in der Stadt umher, kehrte erst abends zurück; was ihrer Wirtin keine gute Meinung von ihr beibrachte, sodaß sich ein gespanntes und schweigsames Verhältnis zwischen ihnen entwickelte. In ihrer Meinung wurde Frau Samson noch dadurch bestärkt, daß sie meistens, wenn sie Annas Zimmer betrat, ihre Pensionärin vor dem Spiegel stehen sah, mit aufgelöstem Haar und oft nur halb bekleidet, indem sie sich vor ihrem Bilde zärtlich wiegte und drehte, über das plötzlich Erscheinen der Wirtin aber, die, ohne anzuklopfen, hereintrat, sehr zornig wurde. „Das eitle Geschöpf," murmelte Frau Samson und entfernte sich würdig.

Die Häßlichkeit, in die sie sich verbannt sah, und die dumpfe Einsamkeit hatten Anna unwillkürlich zur müßigen Beschäftigung mit sich selber und zum Studium ihres jungen Körpers gebracht, dessen tausend Reize ihr jetzt erst bewußt und eigentlich wertvoll wurden. Sie empfand ihre Schönheit als einzigen Trost und als letzten Halt ihres Stolzes, ihres Anspruchs an das Leben. Deshalb schloß sie sich oft, um vor ihrer Wirtin sicher zu sein, in ihr Zimmer ein und ging im

Hemd, mit aufgelöstem Haar und bloßen Füßen, vor dem Spiegel auf und ab und träumte Märchen, wundersame, endlose Märchen. Und sie merkte es selber kaum, wie immer wieder neben der ihrigen eine andere Gestalt darin erschien, von ihrem Zauber überwunden um sie warb und in rasender Leidenschaft nicht von ihr lassen wollte. Sie liebte ihn, sie reckte die Arme nach ihm, sie gehörte ihm — und Alles im Märchen. Aber es drang auch immer tiefer, immer brennender in ihr Leben ein. Wie ein Schneefeld in der Sommersonne schmolz ihr herber Trotz dahin, und als sie sich daran erinnern wollte, warum sie Brander damals von sich gestoßen, da hatte sie es ganz vergessen, da verstand sie es garnicht mehr. Sie fühlte ein unerhörtes Frühlingsglück in sich entstehen, wie die Bergwiesen in ihrer Heimat, bevor sie nach Sonnenaufgang von Menschenfüßen betreten werden, sie hatte ihre erste übermächtige Erwartung im Herzen und war wie ein Kind überzeugt, daß er kommen würde, dem sie trotz Allem gehörte, und den sie in ihrer Verblendung von sich gestoßen. Ganz demütig erwartete sie das Glück. Aber es kam nicht, und wilder, verzehrender brannte die Reue und Sehnsucht. Ihr Stolz

war dahin, sie wußte, daß sie den Sinn des Lebens verkannt hatte, und vergebens lehnte sie sich dagegen auf, daß die ganze lebende und liebende Welt sie, die Gefühllose, ausstieß und zur Bettlerin machte. Da, eines Morgens im März, als der Frühlingswind sie zum Fenster lockte, und der Tag wieder so schrecklich schön zu werden schien, entschloß sie sich plötzlich, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Sie setzte sich an den Schreibtisch, und es war ihr, als führte ein strenger Meister ihre störrische Hand — sie schrieb in Demut, was er wollte.

„Mein lieber, guter Brander, Du darfst mich nicht allein lassen, denn wenn ich allein bin, bin ich nichts. O komm — wenn ich auch Deiner —"

Sie brach ab und nahm einen neuen Bogen.

„Mein lieber, guter Brander, Du darfst mich nicht allein lassen, denn wenn ich allein bin, bin ich nichts. Ich habe Wieds verlassen und wohne hier allein und schrecklich, bin unfähig zu arbeiten und fühle mich sehr unglücklich. Bei unserer Freundschaft bitte ich Dich, mir zu sagen, ob und wann ich Dich wiedersehen kann. Warum hast Du nicht nach mir gesehen? Ich glaube, wir haben uns sehr mißverstanden. Deine treue Anna."

Der Brief genügte ihr natürlich wieder nicht, aber sie entschloß sich doch, ihn abzuschicken, zur Vorsicht mit Rohrpost, und hoffte nun auf eine umgehende Antwort. Als sie endlich, glühend vor Eile und Erwartung, mittags aus dem Bureau nach Hause gekommen war, fand sie ein Briefchen auf dem Tisch und sah es, riß es an sich, wie ein Schatzgräber seinen ersten Diamanten.

„Liebe Anna, ich war vierzehn Tage verreist, nach Hamburg und Helgoland, deshalb wundere Dich nicht über mein langes Schweigen —" Sie jubelte und küßte den Brief: „Er ist nicht böse!" Dann las sie weiter:

„Ich freue mich natürlich sehr darauf, Dich wiederzusehen, kann Dir aber, da ich jetzt sehr beschäftigt bin, leider nur den Vorschlag machen, mich morgen Vormittag in der Philharmonischen Hauptprobe zu treffen. Dann können wir ja etwas Besseres verabreden. Dein Brander."

„Trocken! Trocken!" rief sie. „Diese Deutschen! Aber er ist mir nicht böse!" Und sie preßte das zerknüllte Blatt an's Herz.

XI.

Philharmonische Hauptproben können einem fremden Beschauer wie Hauptproben zu einem großen Konzert der Berliner „Gesellschaft" erscheinen. Und wie diese, wenn man sie abends irgendwo in voller Aktion sieht, halten auch die abendlichen Konzerte gewöhnlich nicht den Eindruck, den die Proben vormittags machten. Hier sieht man Männer ihren Geist und Frauen ihre Schönheit unauffällig mitbringen, um Kunst zu genießen, hier umgiebt einen die Voraussetzung eines freieren und höheren Lebens, das die Sonne bescheint, während abends beim elektrischen Licht die Konventionen alle in Frack und Seide kommen. Der freie Abend ist auch wohlfeiler für die Kunst als der beschäftigte Vormittag, wenn es auch ein Sonntagvormittag ist.

Anna ſaß in der Mitte des Rieſenſaales in eine ganze Verſammlung von engliſchen Muſikfreunden eingepfercht. Um ſie herum quäkte und ſummte es: „O yes, o no“, ſie aber blickte mit geſpannter Aufmerkſamkeit umher und richtete ſich zuweilen auf, um beſſer Umſchau halten zu können. Der Saal war überfüllt, und es war ſehr ſchwer, ein bekanntes Geſicht aus dem Gewoge herauszufinden. Dann geſchah ihr gleich zu Anfang etwas ſehr Fatales, denn als ſie ſich zu den nächſten Reihen hinter ihr umwandte, blickte ſie gerade dem Dichter Roſen in's feiſte Geſicht. Er plauderte mit einer ſchönen, gepuderten Dame und ſetzte ſofort das Pincenez auf, um Anna, die er nicht gleich erkannte, zu muſtern. Sie wandte ſich ab und ſuchte weiter, fand aber Brander nicht heraus und mußte es ſchließlich aufgeben, da allgemeines Händeklatſchen um ſie her das Erſcheinen des Dirigenten verkündete. Sie hatte Nikiſch gern, und beſonders angenehm war es ihr, ſeine weißen, geſchmeidigen Hände beim Dirigieren zu betrachten, weil ſie in gewiſſen Stimmungen wie abendliche Falter über dem Geſang der Geigen ſchwebten. Den Anfang machte die Egmont-Ouvertüre, und ſie löſte ſofort ihre dumpfe Erregung

gewaltig in Luſt und Liebe auf, ſo daß ſie feſt wieder an einen ſchönen und glücklichen Verlauf ihres Verhältniſſes zu Brander glaubte. Da war Gewißheit, Ueberwindung, Freude, und warum ſollte nicht auch ſie daran Teil haben? Sie fiel aber nach dieſer erſten ſtürmiſchen Aufwallung ſo in Erſchöpfung, daß ſie dem Programm, das nun noch folgte, nur mühſam lauſchen konnte. Nach einer ebenſo langen wie langweiligen Novität kam das Mendelsſohn'ſche Violinkonzert von einer wunderbaren, alten Künſtlerin geſpielt, dann eine großartige, aber wüſte Symphonie von Berlioz, welche Anna ganz wirr und krank machte, und zuguterletzt noch das Meiſterſinger-Vorſpiel, das ſie wenigſtens in einer ſtarken und mutigen Stimmung entließ. Während ihr die Engländer noch mit ihren langen Händen enthuſiaſtiſch in die Ohren klatſchten, beeilte ſich Anna, ſo raſch ſie konnte, durch das gemächlich hinausſtrömende Publikum hindurch in das Veſtibül zu kommen. Dort mußte ſie ihn ja treffen. Und während ſie verzweifelt nach allen Seiten zu blicken ſuchte, ſtand Brander ſchon vor ihr in ſeiner läſſigen Joppe, den weichen Hut in die Stirn gedrückt. Er ſah mehr verlegen als erregt aus und ſagte:

„Guten Tag ... In dem Wirrwarr muß man sich ja verfehlen ... Wo hast Du denn gesessen?“

„In der Mitte ungefähr,“ flüsterte sie und sah ihn liebevoll und durchdringend an. „Ich habe mich immer nach Dir umgesehen.“

„Und jetzt muß ich Dir leider gleich Adieu sagen.“

„Wie? Du mußt fort?“

„Ich bin bei meinem Onkel zu Tisch geladen und bin auch nicht allein.“

„Wer ist denn bei Dir?“

Er sah zur Seite und grüßte einen Bekannten, indem er antwortete: „Ach, eine Dame aus Hamburg — ich habe jetzt bei ihren Eltern verkehrt, und sie ist nach Berlin gekommen, um an der Hochschule Klavier zu studieren. Sehr nett. Ich werde Euch später bekannt machen. Nun muß ich sie aber suchen, sonst läuft sie mir weg, sie ist nämlich ziemlich lebhaft.“

Anna sah ihm ernst und schwer in die Augen. „Wann sehe ich Dich?“ fragte sie.

„Ja, ich wollte Dir vorschlagen — mein Onkel und meine Tante möchten Dich nämlich sehr gern kennen lernen —“

Ihr Antlitz hellte sich auf. „Wahrhaftig?“

„Ja, ich habe ihnen natürlich viel von Dir erzählt, und nun bitten sie Dich, ob Du nicht mal nachmittags gemütlich zum Thee kommen möchtest?“

„Sehr gern — das heißt —“

„Da bin ich denn natürlich auch —“ er stockte, „und sieh mal,“ fügte er hinzu, „wenn wir dort zusammenkommen, das wird doch zunächst das Beste sein.“

„Da hast Du recht, das freut mich, Brander,“ sagte sie warm und leise; „wir müssen ruhig, ganz ruhig miteinander sprechen.“

„Also vielleicht schon heute Nachmittag?“ sagte er, sich wieder hastig umsehend und offenbar fortdrängend. „Heute würde es gerade ausgezeichnet passen.“

„Also gut — heut' Nachmittag.“

„Um sechs.“

„Du bist ja so verändert, Brander? So innerlich bewegt? So froh? Ich weiß nicht —“

„Na, warum soll ich's denn nicht sein? Das ist das Gescheidteste, was man thun kann! Also auf Wiedersehen!“

Er eilte fort, und sie ging, ganz benommen von Zweifel und Hoffnung, mit gesenktem Blick

die sonnige Straße entlang. Zum ersten Male hatte sie nicht den reinen und großen Eindruck von ihm mitgenommen. Das fühlte sie und wollte es sich nicht eingestehen.

Nach einer Weile that es ihr leid, daß sie ihm nicht noch nachgespürt hatte, um die Hamburger Dame zu sehen, von der er ihr gesprochen. Sie konnte sich nicht dagegen wehren, sein verwandeltes, gehobenes Wesen mit der neuen Erscheinung in Verbindung zu bringen. Ein leiser, brennender Argwohn stieg in ihr auf, aber sie kämpfte ihn mit ihrer reinen Kraft alsbald wieder hinunter. Doch ohne ihr Wissen blieb er in ihr und wartete nur darauf, von Neuem zu erwachen.

* * *

Der Bankdirektor Geldermann — er führte den beziehungsvollen Namen — besaß ein schönes und vornehmes Haus in der Voßstraße und war trotz seiner sechzig Jahre noch ein frischer, beweglicher Herr, der Brander, seinen Neffen und Erben, mit stolzer Zärtlichkeit liebte. Ebenso seine stattliche und etwas schöngeistige Gattin, die all' ihre

vereinsamten Muttergefühle auf den Neffen übertrug. Sie fühlten sich ihm näher und vertrauter, als sie ihm wirklich waren. Denn Brander lebte bei aller echten Anhänglichkeit an die alten Leute doch ganz für sich und pflegte in jedem wichtigeren Fall zu thun, was ihm behagte. Nur in der dunkel schlummernden Frage, wen er einmal zu seiner Gattin erwählen würde, ließ sich Onkel Geldermann nicht jede Autorität nehmen, und wenn er auch nicht wirklich eingreifen konnte, so pflegte er doch sehr deutlich seinen Standpunkt zu wahren und hatte bei manchen Erlebnissen des Neffen, die ihm nicht genehm waren, schon erregte Differenzen mit ihm gehabt. Vor Allem widerstrebte es ihm, Frauen, für die sich Branders flüchtige Künstlerlaune, wie er es nannte, interessierte, in den imposanten Erwägungskreis der Ehe treten zu lassen, und er hatte dem Neffen schon mehrmals, bevor er überhaupt daran dachte, sich zu binden, die erste unschuldige Freude an einer Mädchengestalt verdorben. So war es auch im Anfang bei Anna Friburg gewesen, doch als die alten Leute merkten, daß Brander selber plötzlich die Dinge zu ändern schien und ihre Befürchtung, daß die arme Norwegerin seine Auserwählte wäre, absichtlich

zerstreute, beeilten sie sich auch ihrerseits die entstandene Verstimmung zu beseitigen und das interessante Mädchen als unschuldige „Verehrerin“ ihres Neffen freundlich bei sich aufzunehmen.

Im weichen, warmen Salon, auf seidenen Fauteuils saßen sie, Onkel und Tante, Brander und die Hamburger Dame, und tranken Thee, als der Diener Anna Friburg meldete. Herr Geldermann erhob sich eilig und folgte, in seiner Korpulenz etwas watschelnd, dem Neffen, welcher Anna aus dem Flur hereinführte. Anna war überrascht, aber in ihrer tiefen Liebebedürftigkeit nicht unangenehm berührt von dem lebhaften und überaus herzlichen Empfang, den die Fremden ihr angedeihen ließen. Sie bezog es auf ihr Verhältnis zu Brander, war beglückt und versuchte sich möglichst unbefangen an dem etwas seichten Geplauder, das nun entstand, zu beteiligen. Brander war still, und seine Augen ruhten sinnend bald auf Anna, deren stolze nordische Gestalt ihm in dieser weichlichen Umgebung doppelt auffiel, bald betrachtete er Fräulein Andresen, den Hamburger Gast seines Onkels. Diese war im Gegensatz zu Anna ein sehr zartes und zierliches Wesen mit einem unbeirrbar lustigen Ausdruck in den schwar-

zen Augen. Die schöne Brunhildenerscheinung der Norwegerin schien ihr einen starken Eindruck zu machen, denn sie betrachtete Anna unausgesetzt, kindlich forschend, ohne Neugier, und die frische, persönliche Art in jedem Wort, das die Fremde sagte, erquickte sie offenbar, die den gleichmäßig konventionellen Redestrom ihrer Kreise und seinen liebenswürdigen Unwert gewöhnt war. Als Anna eben wieder etwas ganz Ursprüngliches und humoristisch Schönes gesagt hatte, erhob sich Fräulein Andresen plötzlich, eilte auf sie zu und reichte ihr lachend die Hand. Diese reizende, natürliche Regung berührte Anna wiederum so gut, wie lange nichts in der Fremde, und da sie in Branders Verhalten zu dem jungen Mädchen keinerlei Anhaltspunkte für ihren ersten Verdacht gefunden, beschloß sie, gleichfalls überquellend, die Zuneigung dieses lieblichen Geschöpfes sich nicht entgehen zu lassen.

Als Herr und Frau Geldermann eben in eine lebhafte Debatte über die beste Zubereitung von Artischocken geraten waren, erhob sich Anna und eilte zu Brander und Fräulein Andresen hinüber, die leise plaudernd zum Flügel getreten waren.

„Nun?“ fragte sie mit heiterem Blick und stellte sich, die Hände auf die Flügeldecke gestützt, den beiden gegenüber.

„Nun?“ wiederholte Brander und blies den Rauch seiner Cigarette von sich.

„Geheimnisse?“ Sie drohte ihnen schelmisch mit dem Finger.

„Doch, Fräulein Friburg,“ rief die Kleine, „große Geheimnisse! Gehen Sie weg, wir haben von Ihnen gesprochen!“

„Etwas, was ich nicht wissen darf?“

„Besser ist es, wenn Du es nicht weißt,“ meinte Brander, „sonst wirst Du zu eingebildet. Diese Pianistin liebt Dich nämlich.“

„Sie sind verrückt!“ rief Fräulein Andresen. „Ein indiskreter Mensch ist das!“

„Nein, nein, das ist er nicht,“ sagte Anna ernsthaft.

„Ja, wenn er nicht die Gedichte geschrieben hätte — dafür verzeiht man ihm Alles, wie?“

Sie lachte mit ihrer bezwingenden, silberhellen Stimme und setzte sich an den Flügel, indem sie mit zarten gleitenden Fingern leise Arpeggien spielte. Herr Geldermann kam eifrig herbeigewatschelt und bat um „richtige“ Musik, wie

er sich ausdrückte. Hierauf überredete Brander Anna, die sich erst weigerte, zum Singen, und Fräulein Andresen begleitete sie. Sie sang das „Veilchen" von Mozart mit Beethoven'scher Gewalt, und der ganze Sturm, der sich in ihr aufgesammelt, löste sich jetzt, ohne daß sie es wollte, in dem schlichten, herzergreifenden Liede. Es wirkte sehr stark, und das Schweigen, nachdem sie geendet, dauerte so lange, daß Onkel Geldermann sich schließlich nicht mehr halten konnte und bewundernd ausrief: „Das haben Sie echt dramatisch gesungen!" „Hochdramatisch!" bestätigte seine Gattin und drückte Anna die Hand. Die kleine Andresen aber sagte garnichts — sie wußte auch nicht, daß die tiefe Erregung ihr Thränen in die sonst so lustigen Augen getrieben hatte. Schweigend und ganz im Banne von Annas stärkerer Persönlichkeit, blieb sie am Flügel sitzen und blickte mit glühenden Wangen schüchtern auf die Tasten.

„Wie reizend sie ist," flüsterte Anna Brander zu. „Können wir nicht mal länger mit ihr zusammen sein?"

„So oft Sie wollen!" rief die Kleine aufspringend und umarmte sie. Sie hatte die letzten Worte gehört.

„Die wird Dich auch zum Lachen bringen," meinte Brander und hüllte sich ganz in den Rauch seiner Cigarette ein.

„Ach ja!" rief Anna. „Ja! Das ist ja herzerquickend! Ich habe ja hier noch nie so richtig gelacht! Sie Kleine — sind Sie so lustig?! Wie ist denn eigentlich Ihr Vorname?"

„O, das ist eine heikle Frage!" rief Brander lachend.

„Wieso?" rief die Kleine. „Was kann ich dafür? Ich heiße nämlich Rieke! Gräßlich — was?"

„Das kann ich nicht finden," meinte Anna. „Das paßt sehr gut zu Ihnen."

„O weh!" rief Brander.

„Sehen Sie wohl — die versteht mich! Es kann doch nicht jeder Benjamin heißen! Sie sind ein edler Mensch, Fräulein Friburg! Wollen wir nicht mal einen Ausflug zusammen machen? 'ne kleine Frühlingsspritze?"

„Wie wär's mit Wannsee?" fragte Brander. „Morgen Nachmittag habe ich gerade Zeit."

„Morgen Nachmittag fahren wir nach Wannsee!" rief die Kleine. Dann lief sie zu Geldermanns

und rief es nochmals: „Morgen Nachmittag fahren wir nach Wannsee!“

„O das ist schön!“ rief Geldermann. „Da empfehle ich Ihnen das Hühnerfrikassee im „Schwedischen Pavillon“! Und dann 'ne kleine Bootfahrt, herrlich!“

„Da haben wir schon ein ganzes Programm,“ sagte Brander lachend.

„Nun muß ich aber nach Hause,“ meinte Anna und streckte der Wirtin ihre Hand hin.

„Schon so früh?“ rief Frau Geldermann. „Aber liebstes Fräulein! Noch ein Täßchen Thee! Ein Stückchen Torte!“

„Ein Schnittchen mit Anchovisbutter!“

„Nein, danke sehr, ich muß —“ erwiderte Anna, in dem Ansturm verlegen werdend. „Also“ — sie wandte sich zu Rieke — „wann treffen wir uns?“

„Das fragen Sie mich? Das müssen Sie Onkel Benjamin fragen! Ich bin Hamburgerin und kann mich nur auf dem Jungfernstieg verabreden!“

„Wir treffen uns am besten kurz vor vier an der Kasse vom Wannseebahnhof,“ sagte Brander; ich nehme die Billets.“

„Also gut. Adieu, Herr Direktor! Adieu, gnädige Frau! Herzlichen Dank! Adieu, liebes Fräulein!“

„A rividerci! Wiedersehen!“ rief Rieke und winkte mit der kleinen Hand.

„Adieu, liebes Fräulein! Machen Sie uns recht bald wieder das Vergnügen! Wir haben uns sehr gefreut!“

Brander begleitete Anna auf den halbdunklen Flur hinaus und reichte ihr Mütze und Jacke. Sie gab ihm die Hand.

„Nun? War es gut so?“ fragte er befangen.

„Wundervoll, ich danke Dir!“ flüsterte sie.

Und als wenn er vor ihrer großen Bewegung etwas zurückschreckte, meinte er in kühlem, aber freundlichem Ton: „Nicht wahr? Man spricht sich doch so am besten?“

„Ich hätte Dir aber noch viel zu sagen,“ sagte sie mit zitternder Stimme.

„So? Ja aber lieber in Wannsee.“

„In Wannsee, ja natürlich — hier geht es nicht.“

XII.

Als Brander und Anna schon eine geraume Zeit an der Kasse des Wannseebahnhofs gewartet hatten, und der drohende Zeiger der Vestibül-Uhr schon fünf Minuten vor Abgang des Zuges zeigte, erschien endlich die kleine Andresen in einem lichten Strohhut und weißem Kleidchen, eifrig und erhitzt, und neben ihr lief ebenso eilig, mit einem kleinen Glöckchen klingelnd, Pitt, ihr weißer Foxterrier.

„Nanu? Da muß ich wohl noch ein Billet kaufen?“ rief Brander lachend.

„Aber nein, was denken Sie,“ erwiderte Rieke, Anna rasch die Hand drückend. „Pitt, der bescheidene Mensch — den nehm' ich auf den Schoß. Haben Sie schon Billets?“

„Jawohl!“ rief Anna belustigt. „Aber die

werden uns bald nichts mehr nützen! Kommen Sie, kommen Sie, es ist die höchste Zeit!"

„Hoppala, Pitt, hoppala!" Sie nahm den kleinen strampelnden Kerl, der ein resigniertes Gesicht machte, auf den Arm und trippelte den Andern nach, die Treppe hinauf. Sie konnten noch gerade ein leeres Coupee finden, dann pfiff es schon, und sie fuhren in den hellen Nachmittag hinaus.

„Sie sind schon so weiß gekleidet?" fragte Anna mit ihrem kühlen Interesse an fremder Aeußerlichkeit, das Brander zum ersten Male stärker auffiel.

„Und Sie so rot — wir werden die Landschaft schmücken, was meinen Sie wohl — und Onkel Benjamin mit seinem grünen Shlips!"

Sie lachte ihn an, und Brander stimmte ein, so frei und herzlich, wie Anna es noch nie an ihm bemerkt hatte. Sie schwieg betroffen, fast beschämt, und beobachtete von jetzt an heimlich die Kleine, als ob sie ihr Geheimnis ergründen wollte, mit dem sie diesen ernsten, überlegenen Mann so unbekümmert lachen machte. Da entging es ihr nicht, daß die leichte, spielende Art, in der das Mädchen, vom Künstler zu ihrem Hündchen über-

gehend, mit ihm verkehrte, durchaus nichts Banales für Brander hatte, eher etwas Reizvolles, und daß er in einer eigentümlichen Weise befreit und heiter darauf einging. So glich er also doch wohl den anderen Männern, denen die flüchtige Erscheinung mehr ist als der seelische Besitz, und die die kleinen Schmetterlinge brauchen, ihr Spiel um ihre Krone, um selber tiefer in unsichtbaren Wurzeln bleiben zu können. Und diese Erkenntnis zog wie ein erster Frühreif, wie ein stilles, erkaltendes Weh durch ihre Seele, während sie Brander mit Rieke plaudern sah, und ihre Eifersucht, die sich erst wieder brennend geregt hatte, versiegte bald in dumpfen, bangen Zweifeln. Plötzlich fühlte sie eine leise, feuchte Wärme an ihrer Hand. Sie blickte aufschreckend hin und sah, wie Pitt mit frommen, schwarzen Augen zu ihr emporblickte und ihr zärtlich die Hand leckte. Das rührte sie jetzt wie ein menschliches Liebeszeichen in der Einsamkeit, und sie zog das Tierchen liebevoll auf ihren Schoß, um es zu herzen und zu streicheln.

„Sehen Sie nur," rief Rieke eifrig, „Onkel Benjamin, die Freundschaft! Das ist nämlich riesig, müssen Sie wissen! Das thut er sonst nie, zu einem Anderen auf den Schoß gehen! Der

Pitt, Fräulein? Was glauben Sie! Na Pittipops, gefällt Dir die Dame? Gefällt Dir die schöne Dame?"

Der Hund sah sie an und antwortete mit einem komischen Seufzer, so daß auch Anna herzlich mitlachen mußte.

„Ja, Pittikerlchen!" rief Rieke, ihn auf dem Polster wälzend. „Die Dame gefällt Dir! Alter Don Juan! Schäm' Dich! Kriegst heute Abend keinen Wurschtzippel!"

Nun waren sie in Wannsee. Sie stiegen aus und gingen durch die Bahnhofsanlagen zum Steg hinunter, wo die Dampfer über den weiten See zum schwedischen Pavillon fuhren. Sie mußten sich eilen, denn das erste Abfahrtszeichen war schon gegeben, und Pitt sprang bellend voraus. Auf dem Wasser, als das Schiff sich in Bewegung setzte, wurde Annas Stimmung wieder leichter und besser, und sie dichtete sich, vom frischen Hauch umweht, den märkischen See alsbald in ihren heimatlichen Fjord um. Doch während sie sich noch an ihrer schönen Täuschung freute, entstand schon ein kräftiges Heimweh in ihr; sie träumte mit großen, offenen Augen zum fernen Ufer hin-

über, und es war ihr plötzlich, als ob sie bald anders, ganz anders als hier, am nordischen Meeresstrand sitzen würde. Neben ihr, auf der schmalen Bank, die um das Deck des Schiffes herumlief, saß Brander, ihr den Rücken zukehrend, und sah mit Rieke lachend in's Wasser. Anna war es jetzt, als wäre schon die ganze Ostsee zwischen ihr und diesen, und sie mußte sich zusammennehmen, um nicht schmerzlich aufzuseufzen. Dabei dachte sie immer wieder: Was fühlt er jetzt? Was will er? Warum spricht er mit dem bunten Dinge mehr als mit mir? Jetzt? Nach unserer Trennung? Aber es ist ihm wohlthätig, denn ich laste auf seiner Seele. Meine Art lastet auf ihm. Was kann ich dafür? War er solch' ein lustiger Zecher, als ich ihn kennen lernte? Solch' unbekümmertes Kind? Ich kenne ihn und seine Schmerzen, und weiß, daß er mich braucht. Warum braucht er mich nur, wenn er leidet? Warum liebt er mich nur, wenn er mich braucht?

Sie saß, den Kopf in die Hand gestützt, in dumpfem Schweigen hinter den beiden und sah sie unauffällig an. Und das Schiff glitt rauschend durch die grüne Fläche, bis es sich allmählich der bewimpelten Landungsstelle des schwedischen Pa-

villons näherte. Sie stiegen aus und begaben sich in den Restaurationsgarten.

Brander war es nicht entgangen, daß Anna ihn seit der Abfahrt mit einer gewissen Spannung beobachtete, und je mehr es ihm bewußt wurde, daß seit seiner Reise eine bedeutende Veränderung in ihrem Wesen vor sich gegangen, eine Veränderung zum Schwachen, Milden, Sehnsüchtigen hin, desto scheuer schien er sich vor ihr zurückzuziehen, desto auffälliger trachtete er danach, einen neuen und leichteren Ton, der jedes Bekenntnis von vornherein unmöglich machte, ihr gegenüber zu finden. Es sah wie Resignation aus, war aber in Wahrheit die allzu kluge Abwehr des Mannes, der in einem Weibe weniger Glück als Gefahr sieht und nichts von seiner Lebenskraft hergeben möchte. So ging er zwischen Anna und Rieke und ließ auch sein Interesse zwischen Beiden spielen. Und Anna hatte das Gefühl, als nähme er sich irgendwie vor ihr in Acht.

Sie setzten sich oben auf der Balustrade, dem See gegenüber, bestellten Kaffee, und Rieke Andresen packte den Kuchen aus, den sie in ihrem Täschchen mitgebracht hatte.

„Sieh nur, die Ufer drüben, Brander," sagte

Anna nach einer Weile — „herrlich — es ist doch schon ein grüner Hauch über den Bäumen."

„Ich weiß nicht, ich habe den Herbst viel lieber," meinte Rieke, Kuchen schneidend.

„Aber garkein Vergleich gegen den Winter," sagte Brander.

„Ach, Sie ulken ja!" rief die Kleine. „Pitt, bell' mal tüchtig, das kann er nicht leiden, bell' ihn an!"

Pitt aber, käuflich wie alle Hunde, bekam ein Stück Zucker von Brander und bellte nicht.

„Wir wollen doch das Kaffeekränzchen nicht lange ausdehnen," meinte Brander, „damit uns die Sonne nicht ausrückt. Wir wollen noch rudern."

„Aber feste! Ich bin dabei!" rief Rieke. „Zahlen wir immer, damit wir gehen können."

Brander wandte sich zu Anna. „Ist es Dir auch recht? Du sagst ja garnichts?"

„O rudern ist mir immer recht. Du brauchst mich doch nicht um meine Meinung zu fragen."

Brander rief nach dem Kellner, als wollte er die leise Verstimmung, die durch Annas Worte aufkam, garnicht erst gelten lassen. Die Mädchen erhoben sich.

„Seit wann duzen Sie sich eigentlich?“ fragte Rieke, ihren Schirm aufspannend.

Anna schnitt die Frage tief in's Herz, denn sie wurde plötzlich wieder lebhaft an den Abend nach dem Joachim-Quartett erinnert, und daß sie jetzt noch, mit dem ehrlichsten Willen, nachzugeben, vergeblich um Brander ringen mußte, kam ihr doppelt schmerzlich zum Bewußtsein.

„Wir duzen uns,“ wiederholte sie langsam, ohne Rieke anzublicken — „nun, eine ganze Zeit.“

„Das find' ich entzückend!“ rief Rieke. „Wenn junge Leute so ganz naive Freundschaft schließen! Das muß doch namentlich für Künstler famos sein!“

Sie sah von Anna zu Brander hinüber, um Zustimmung zu finden, fand aber keine, und so wandte sie sich ab und marschierte unbekümmert mit zierlichen Füßen zum Bootsplatz hinunter. Brander folgte ihr langsam, und hinter ihm ging Anna, eine eigentümliche Schwere in den Gliedern, unjugendlich, wie sie sich nie gefühlt hatte. Unten auf dem schmalen Steg, wo erste Abendkühle sie vom plätschernden Wasser anwehte, wählten sie ein leichtes Boot mit vier Riemen und stiegen, sich gegenseitig die Hände reichend, in das schwan-

kende Fahrzeug. Brander und Rieke ruderten, da Anna garnicht den Wunsch äußerte, und diese setzte sich, Pitt auf den Schoß nehmend, an das Steuer und träumte in den Himmel hinein, der aus tiefblauer Wölbung am Horizont allmählich in endlos offene, lichtgrüne Abendfarbe sank. Da Rieke Seerosen pflücken wollte, blieben sie nahe am Ufer und führten das Boot sehr bald mit kräftigen Ruderschlägen in eine stillere Region, wo man nichts mehr von Menschen wußte, und Schilf und Wasserpflanzen üppig aus der geringen Tiefe schossen.

Rieke war ganz davon erfüllt, nach den gelben Blüten, die sich hier und da zwischen flachen Blättern auf der Fläche schaukelten, zu langen. Sie streifte die leichten Aermel bis zum Oberarm empor und patschte nach Herzenslust im Wasser. Brander, von ihrer Lustigkeit angesteckt, that desgleichen, und wenn er ihr eine Blume weggefischt hatte, war es für sie ein Hauptvergnügen, ihn zur Strafe zu bespritzen. Immer mehr verstärkte sich die tolle, atemlose Lust am Spiel, und Brander gab der Kleinen nichts nach, so daß sie sich plötzlich beide, Anna gar nicht mehr beachtend, gleichzeitig nach einer besonders schönen Rose bückten,

durch die rasche Bewegung aber mit dem Boote ihren Fund überfuhren.

„Ach!“ kreischte Rieke und wandte sich auffahrend mit glühenden Wangen zu Anna hinüber. „Greifen Sie sie, Fräulein Friburg! Da ist eine wunderbare! Gleich neben Ihnen!“ Dann, als Anna noch nicht hingriff, rief sie fast weinerlich: „Ach Gott, er kriegt sie ja! Jetzt, jetzt!“

Sie bückte sich rasch über Annas Schoß hinüber und wollte die Blüte ergreifen, aber Anna kam ihr, sich lässig aufrichtend, zuvor und brach mit einer ungeschickten Bewegung die Seerose dicht unter dem schweren Blütenkopf ab.

„O je! O je! Nun ist sie hin! Sie sind geschickt! Was haben Sie gemacht!“ Die Kleine hatte unwillkürlich Thränen in die Augen bekommen. Doch Anna, von ihrem reizenden Wesen unberührt und aus schweren Abendträumen aufgeschreckt, begütigte sie nicht, sondern zog ein fast verächtliches Gesicht und meinte: „Darum weinen Sie?“

Rieke sah sie betroffen an, denn sie empfand sofort, daß dies ein anderer Ton war, als Anna bisher mit ihr gesprochen. Nach einer kurzen Pause erwiderte sie, nun auch ihren Ton ver-

ändernd und ganz losgelöst vom kindlichen Spiel: „Nein, Fräulein Friburg, weinen thu' ich nicht darum, aber schade ist es doch; was meinen Sie?"

„Schade?" fragte Anna unverändert.

„Sie war doch so schön, und man muß die Dinger immer möglichst tief greifen, wenn man sie 'rauszieht. Sie haben nur so hineingepatscht, ja, ja!" fügte sie mit gutmütigem Spott hinzu.

„Ich danke Ihnen für Ihre Belehrung," erwiderte Anna, durch die offene Sympathie, mit welcher Brander der Kleinen in's Gesicht sah, aufgereizt. „Aber es war mir, offen gestanden, interessanter, die Abendwolken zu beobachten."

Rieke errötete in aufsteigendem Unwillen, dann sagte sie aber, sich zusammennehmend: „Nun ja, Sie sind eben poetischer veranlagt, das weiß ich. Sie interessieren sich nicht für's Spielen."

„Für's Spielen schon, aber nicht für Spielerei," erwiderte Anna härter, als sie wollte.

Die Kleine biß sich in die Unterlippe und sah zu Brander hinüber. Dann schüttelte sie mit bitterem Lächeln leise den Kopf. Eine empfindliche Kühle lagerte über den Dreien im Boot.

„Na, das wird ja der reine Zank," sagte Brander schließlich ärgerlich, indem er mit ner-

vösem Zucken Anna von der Seite ansah und die Ruder ergriff. „Kommt, wir wollen noch ein bißchen auf den See hinausfahren und uns treiben lassen, so lange die Sonne da ist.“

Er ruderte jetzt allein, denn Rieke saß immer noch mit gesenktem Kopfe, unbeweglich. Draußen, auf der weiten, freien Fläche, die vom Sonnenuntergang in allen Perlmutterfarben spielte, zog Brander die Ruder ein, und sie gaben sich leise schaukelnd dem Abendfrieden hin. Brander saß gebückt und das Kinn in die Hände gestützt hinter Rieke, und sah an den beiden Mädchen vorüber auf den See hinaus. Rieke blickte in ihren Schoß und zupfte mit ihren schmalen Fingerchen die Blütenblätter einer Wasserrose ab. Pitt schlief, und Anna lehnte sich weit hintenüber in den Bug des Schiffes und starrte in den kühlen Himmel. Wunderlich schwankten die Abendfarben in der Stille, und je heller die Wasserfläche im nächsten Umkreise glühte, desto schwärzer wurden die Uferwälder, desto röter die schmalen Wolkenstriche, welche drüben am Horizonte hingen. Doch Anna war jetzt am meisten von den Dreien vom reinen Naturgenusse abgelenkt und auf die eigene Person gerichtet. Sie hatte das brennende Evagefühl des Weibes, das

weiß, jetzt ist es Zeit, jetzt muß er nach mir verlangen, jetzt muß er in mir die Erlösung sehen. Ohne daß es ihr bewußt wurde, wie sie jetzt viel überlegter und rücksichtsloser nach seinem Besitz trachtete, als er damals nach dem ihrigen, streckte sie sich noch mehr im Boote aus, die rechte Hand in das goldene Haar geschoben, und lauschte, dem süßen Ausdruck ihrer blauen Augen zum ersten Male bewußt vertrauend, auf jede Bewegung, die er machte, ja auf die stillen Atemzüge, die sie kannte. So lag sie eine ganze Zeit, und schließlich hörte sie nichts mehr, so daß es sie plötzlich dazu trieb, ganz leise und unauffällig über ihren ausgestreckten Leib hinweg zu Brander hinüberzublicken. Und da sah sie, da sah sie — — Riekes Händchen lag in seinen Händen. Er war ganz leise an sie herangerückt und hatte wortlos ihr Verständnis gefunden. So traf nun Anna plötzlich der kalte Dolchstoß der Enttäuschung. Aber sie regte sich nicht und schloß die Augen, indem sie ihr Herz vergebens zu beruhigen suchte und mit steigendem Grauen die eisige Tiefe des Wassers unter sich fühlte, in die sie zu versinken glaubte. Nach einer Weile hörte sie Brander ganz unbefangen sagen: „Anna, Anna — schlaf' nicht ein — wir

müssen zurück." Und er tauchte wieder die Ruder in's Wasser.

Sie richtete sich empor, fing noch mit einem Blick die Verwirrung in Riekes Zügen auf und vermied es dann bis zum Ufer, den Beiden in's Antlitz zu sehen. Unbändig stürmten ihre Gefühle, und sie hatte nur den einen Wunsch ihres Stolzes, sich nicht zu verraten. Sie wußte aber nicht, ob sie noch länger mit den Beiden zusammenbleiben, sie beobachten, weitersuchen, weiterfinden, oder ob sie sich an der Landungsstelle rasch von ihnen verabschieden und nach Hause fahren sollte. Doch woran zweifelte sie noch? Der Händedruck, der Blick! Ihr Unglück war besiegelt, die volle, kalte Wahrheit ihres Argwohns bewiesen, das letzte Vertrauen zu sich und zu ihm war zerstört. Maßlos übertreibend wütete ihre Eifersucht, und als sie das Boot verließ, da konnte sie doch nicht anders, als sich trennen von den Beiden, die sich offenbar so gut verstanden. Ihr Gesicht war fahl, und ihre Lippen zuckten, als sie sich zu Brander wandte: „Entschuldige mich bitte — Sie auch, Fräulein — ich muß nach Hause, ich habe bei meiner Wirtin Abendbrot bestellt. Sie wollen doch wohl hier draußen essen?"

Brander ſtarrte ſie betroffen an: „Aber Anna, Du willſt doch nicht allein nach Hauſe, wir bringen Dich doch natürlich —“

„Du weißt ja, das hab' ich nicht nötig. Ich gehe meinen freien Weg. Adieu, adieu, laßt Euch nicht ſtören! Ihr ſollt Euch meinetwegen nicht den Abend verderben laſſen!“

„Aber Fräulein Anna,“ ſagte Rieke, „was iſt Ihnen? Wie ſind Sie ſo merkwürdig —?“

„Merkwürdig —?“

„Ja, ich hatte Sie mir ganz anders vorgeſtellt —“

„So ſo! Das glaub' ich! Nun — ich — Gott, der Dampfer geht ja ab! Ich muß ja laufen! He!!“ Sie wandte ſich wild, und ehe die Anderen etwas ſagen konnten, lief ſie zum Steg hinunter und auf das Schiff. Das fuhr ſogleich, und Anna ſah noch, wie Brander, bleich und verwirrt, damit kämpfte, ihr nachzueilen, während die Kleine mit einer plötzlichen Herbheit in den Zügen ihn zurückhielt. Pitt bellte laut.

Halb ohne Bewußtſein machte Anna die Fahrt nach Berlin zurück, immer von denſelben Gedanken gepeinigt und verfolgt. Sie drängte ſich in die dumpfe Ecke des Koupees und ſuchte ihre

Erregung zu bemeiſtern. Ablenkung, Ablenkung um jeden Preis. Das Einzige aber, was ſie dafür fand, war der eine Paſſagier, der außer ihr noch im Koupee fuhr, und das war ein kleines, häßliches, verwachſenes Mädchen, vielleicht eine Näherin, die ſchüchtern daſaß und die Erregung der Fremden offenbar bemerkend, diskret von ihr fort zum Fenſter hinausſah. Dieſes ärmliche, einſame Weſen that Anna jetzt förmlich wohl, und ſie konnte ſie ermattend lange betrachten. Das Bild der tiefſten Liebesarmut, ſie brauchte es jetzt, es kühlte ihre große, brennende Wunde, und ſie verglich die grauſamen Ungerechtigkeiten der Natur. Dieſe Arme, dachte ſie, hat nun allein ihren Sonntag verbringen müſſen und hat wohl tiefer, ſeliger die Befreiung in der Natur empfunden, als irgend ein roher Mann, der, wenn der Rücken des Mädchens nicht krumm wäre, heute mit ihr hinausgefahren wäre. Nun kommt ſie allein zurück und bleibt allein und hat doch die Schönheit im Herzen.

Da hielt der Zug in Berlin, das Mädchen ſtieg aus, und Anna folgte ihr. Draußen aber auf dem Bahnſteig ſah ſie, wie ihre Reiſegefährtin ſich prüfend umſah und dann erfreut auf einen

blaſſen, ärmlichen jungen Mann zuging, wohl einen Arbeiter, der ihr den Arm gab. So gingen ſie zärtlich miteinander die Treppe hinunter, und Anna folgte ihnen. Unten aber trennte ſie ſich gewaltſam von dem bezwingenden Bilde und ſtürmte durch die ſtillen Straßen ihrer Wohnung zu.

„Sie wird geliebt, ich habe mich getäuſcht, ſie wird geliebt! Und mich verſtößt er! Mich! Ich bin viel einſamer! Ich bin ganz arm! O Jeſus ...“ Und plötzlich verlangſamten ſich ihre Schritte, als hätte ſie von ſich ſelber das Wort gehört, das einzige, das ihr Frieden geben konnte und wie ein Hoffnungsſtern im grauen Dunkel der Verzweiflung leuchtete. Sie ſchloß die Augen und wiederholte: „Jeſus.“

XIII.

Und über Nacht, als Anna durch das nicht verhängte Fenster den Mond im klaren Himmel wandeln und die Dächer über den schlafenden Menschen in seinem friedlichen Glanze sah, da wuchs die Friedenssehnsucht auch in ihrem Herzen, und sie streckte sich ermattet in ihrem Bette aus, um in der tiefen Stille ringsumher mit wachsender Klarheit über ihr Leben nachzudenken. Das eine große Gefühl beherrschte sie jetzt: sie mußte sich sich selber zurückgewinnen. Und dahinter klang in der Ferne, aber vernehmlich, der tiefe Vorwurf, den Mathilde Wied ihr gemacht, und den sie nie hatte verstehen wollen: sie hatte, um ihre eigene Natur zu schützen, gegen die große Natur gesündigt. Sie hatte unbewußt hervorgerufen, was sie selber später verdammte. Aber warum es so kommen mußte, warum sie so scheitern mußte, so

an ihrem Höchſten, das verſtand ſie nicht. Da kamen Rätſel über Rätſel, und ſie fand keinen anderen Ausweg, als mit der Gebrechlichkeit der Welt ſich ſelber zu entſchuldigen. Doch da war noch etwas Anderes, da war noch eine andere, böſe Diſſonanz, über die ſie nie und nimmer hinwegkommen konnte. Schon verließ ſie die matte, friedliche Ruhe, und ſie richtete ſich haſtig im Bette auf, das bleiche Geſicht mit den ſchillernden Augen in den Mondſchein gerichtet. Da war noch etwas Anderes, und ſie ſuchte es mit dem Finger an der Stirn, indem ſie das offene Goldhaar ſchüttelte. Sie hatte Brander zur Höhe der Liebe führen wollen, und er war auf halbem Wege ſtehen geblieben, müde und lechzend, und hatte nach dem Ziel gegriffen, das noch fern war, um es unverdient zu genießen. Und als er ſich dafür verworfen ſah, da wußte er in ſeiner Schwachheit nichts Anderes, als an das Alltagsglück zu denken, als ſich nach einer lieben Blume zu bücken, nach einer von den vielen, die am Wege eines ſolchen Mannes wuchſen. Er war kein Edelweißſucher mehr. Ihr Dichter, ihr Freund war den gewöhnlichen Weg gegangen. Das wurde nie und nimmer wieder gut. Und es war ihr, als ſchliche eine häß-

liche Lüge beſchmutzend über ſein reines Lebenswerk hinweg. Doch nur für einen Augenblick, denn als ſie hart und bitter wurde, meldete ſich alsbald auch wieder die eigene Wunde; ſie fühlte in ſeiner Schuld doppelt die ihrige, und es durchbohrte ſie tief, daß auch ſie ſo viel ſchon, ach ſo unwiederbringlich viel von ihrer Höhe hingegeben hatte. Denn daß ſie ihn nach ihrer ſtolzen Zurückweiſung ſo raſch hatte wiederſehen, ja mit dem wachſenden Durſt ihrer Triebe das Feuer in ihm, das ſie verachtet, wieder anfachen, das Verworfene ſelber hatte erreichen wollen, das Alles war Niedergang. Und am bitterſten brannte ſie die Reue, daß ſie, als die Nebenbuhlerin erſchien, ſich nicht ſofort an den Stamm ihres Stolzes geklammert und ihre Enttäuſchung nicht bezwungen hatte.

Das Leben kann nicht unſere Krone ſein,
Denn was es ſchenkt, das macht es auch gemein.
Doch was gereinigt in die Nachwelt ſtrebt,
Das Werk des Lebens und die Liebe, lebt.

Dieſe Strophe von Brander kam ihr jetzt plötzlich in den Sinn, ſie wußte nicht wie, und ſie fragte ſich erſchauernd, warum denn der Künſtler allein die Hoffnung eines Jenſeits in ſeinem Werke künden und hegen ſollte, während das Weib, der

Inhalt des Werkes, das Geschenk seines Lebens, als gemeine Vergänglichkeit dahinstarb. Wie hart und wie süß, wie stolz und wie schwer, wenn in das Leben einer Frau ein Künstler tritt. Und nun sollte sie verschwinden, sollte vergessen werden, sie, die ihn geliebt mit der Urkraft ihrer Seele, und ein kindliches Spielzeug ersetzte sie. Oder war Rieke mehr als das?....

Der Morgen graute, als Annas Gedanken endlich zur Ruhe kamen, und sie für eine kurze Stunde Schlummer fand. Dann klopfte schon die Wirtin an der Thür, erschien mit dem Frühstück und zeigte, die Fenster öffnend, Anna den furchtbar hellen Tag. Eine jagende Angst überkam sie, und während sie allein blieb, sich mit zitternden Händen lässig ankleidete, befestigte sich das Gefühl in ihr, daß sie hier nicht bleiben könnte, daß sie fort müßte, weit fort, in ein anderes Leben, fern von diesem, das sich an ihr verging, wie sie sich an ihm vergangen hatte. Aber wohin? — —

Und da flammte plötzlich wie eine große Erlösung das ferne Bild der Heimat vor ihr auf, so wie sie sie verlassen, geschmückt mit all' ihren reinen Erinnerungen, Hoffnungen und Wünschen. Und es war ihr gewiß, daß sie zurück mußte, daß sie

das Heimweh festhalten mußte, so lange es noch einmal so groß und so echt wie Kirchenglocken in ihr tönte. Heimat — was suchte sie sonst? Und wo sollte sie es finden? Vielleicht war ihre Rückkehr die erste Sühne ihrer Schuld. Auf irgend eine Art, in irgend einem Streben mußte sie dort oben gesunden, und wenn sie auch wie eine halbe Fremde zurückkam, der Himmel und das Meer, die Berge blieben ihr treu, die würden ja freundlich zu ihr sein.

Und im heftigsten Drange, der keine Ueberlegung und kein Hindernis mehr kannte, brach sie ab, was sie sich hier gegründet, befriedigte ihre Wirtin, schrieb an den Bankdirektor einen leidenschaftlichen und so rührenden Brief, daß sie unmöglich als Pflichtvergessene erscheinen konnte. Schon nach wenigen Stunden sah sie, daß sie reisefertig war. Noch kämpfte in ihr der Gedanke, an Brander zu schreiben und ihm versöhnlich ihre fluchtähnliche Abreise zu erklären, aber sie vermochte es nicht und schob es endlich auf bessere, ferne Tage, die ja in der Heimat kommen mußten. Nur an Mathilde Wied schrieb sie, und es that ihr wohl, dieser treuen Frau noch einmal für ihre unverdiente Liebe zu danken. Auch den Doktor

ließ ſie grüßen, um ihn zu verſöhnen. Und nun war es ſo weit, und ſie nahm ihre Reiſetaſche, und die Droſchke entführte ſie aus dem traurigen Bereich ihrer Leiden zum Bahnhof, und dann ging es weiter, immer weiter, ohne Aufenthalt, und ohne daß ſie recht wußte, wie es ſo ſchnell Alles möglich geworden. Gegen Abend aber auf der Oſtſee, wieder im Anblick der untergehenden Sonne, erſtarkte ſie erſt völlig, und es war ihr, als ſie hochaufgerichtet oben auf Deck ſtand, als ob der Winter in Deutſchland nur ein dumpfer Traum geweſen wäre. Denn drüben, weit drüben hinter der grauen Meereslinie, lag am andern Morgen die Heimat.

* * *

In der vierten Nachmittagsſtunde desſelben Tages fuhr vor dem Hauſe in der Kantſtraße, wo Anna Friburg gewohnt hatte, eine Droſchke vor, welcher Brander entſtieg, der raſch und in erregter Spannung die enge Hinterhaustreppe zur Wittwe Samſon hinauflief. Er fragte nach Anna

und erhielt den seltsamen, betäubenden Bescheid, daß das Fräulein heute Mittag Hals über Kopf abgereist wäre. Brander trat unwillkürlich einen Schritt zurück und fragte dann scheu, wohin denn, wohin sich denn die Dame gewandt hätte? Aber die Wirtin, mißmutig, weil sie das Zimmer noch nicht vermietet, meinte achselzuckend, sie hätte sich nicht darum bekümmert und wüßte nur so viel, daß Fräulein Friburg nach Hause, also nach Norwegen, gereist wäre. Sie hätte den immer unzufriedenen Gast, nachdem sie ihr Geld bekommen, ganz gerne ziehen lassen. Brander wandte ihr kurz den Rücken und stürmte fort. Noch unschlüssig, wohin er sich wenden, und wen er befragen sollte, kam ihm plötzlich der rettende Gedanke, zu Mathilde Wied zu fahren, die doch wenigstens eine Abschiedszeile von Anna bekommen haben mußte. Das schmerzte ihn am meisten, daß sie so garkein Wort mehr für ihn gefunden, und ihrer ersten Leidenschaft gehorchend, sich ganz von ihm abgewandt hatte. Schuld und Reue fühlte auch er, aber schon Alles im geklärten Lichte der Freundschaft, denn er fühlte sich seit gestern Abend frei von Anna, und der harte, plötzliche Widerstand, den er bei ihr gefunden, hatte ihn nur

noch mehr zum treuen Festhalten an Rieke Andresen gebracht. Nun hatte ihn jetzt der tiefe Wunsch zu Anna geführt, ihr zu beichten, Versöhnung und Verständnis für seinen Schritt zu finden, und das sah er nun Alles jäh und grausam abgeschnitten.

Er traf Mathilde Wied in ihrem Atelier allein. Sie trug ihren schlichten Arbeitskittel und hatte offenbar geweint, was Brander, der selbst dem Weinen nahe, nicht entgehen konnte. Er brachte ihre Erregung sofort mit der seinen in Verbindung, fragte sie, indem er ihr die Hand reichte, und sie zeigte ihm, ihn sanft zu sich auf den Divan ziehend, den Rohrpostbrief, den sie mittags von Anna erhalten hatte. Er las ihn wiederholt, und sie schwiegen beide, indem sie lange vor sich hin in den matt erleuchteten Raum starrten. Dann bewog sie ihn endlich dazu, ihr zu erzählen, was er wußte, und was sich Alles seit seinem Wiedersehen mit Anna zugetragen hatte. Brander that es, stockend, aber ehrlich, doch in plötzlichem Kleinmut konnte er es nicht über sich gewinnen, das Wichtigste, Riekes Eintritt in sein Leben, Mathilden mitzuteilen. So sah er sie mehr staunend und gedankenvoll, als überzeugt

und ergriffen zuhören und wartete endlich mit gesenktem Blick, was sie wohl sagen würde.

Mathilde stützte den edlen Kopf in die Hand und sprach in einem Ton, der Brander in's Herz traf: „Ich verstehe es nicht, Herr Brander ... Ich verstehe es wirklich nicht. Es wäre doch solches Glück gewesen, trotz ihrer merkwürdigen und gewaltthätigen Natur. Denn sie ist doch ein so echter, ganzer Mensch trotz Allem, und Sie suchten doch nichts Anderes. Daß sie Sie damals vor ihrer Reise abgewiesen hatte, das suchte ich zu verstehen und verstand es auch schließlich, sagte ihr aber gehörig meine Meinung und widersetzte mich entschieden. Die Folge davon war, daß sie sich von uns trennte. Aber dann schien sie doch allmählich selber zur Vernunft zu kommen — dann erwachte doch endlich in ihr, was erwachen mußte. Sie bereute sogar, das entnehme ich aus Allem, was Sie mir sagen. Ich verstehe nicht, daß Sie da nicht mit aller Kraft, mit aller Freude — Sie verzeihen — —"

Sie unterbrach sich, errötete tief und sagte leise: „Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Herr Brander. Ich meine natürlich weiter nichts, als daß sie doch gerettet werden mußte — als daß

dieſes ſeltene Geſchöpf gehütet und gepflegt werden mußte. Iſt es nicht ſo?“

Er lächelte ſtarr, mit halb geſchloſſenen Augen: „Es iſt eben nicht ſo, wie Sie ſehen. Es iſt eben anders.“ Er erhob ſich.

„Sie wollen fort? Sind Sie mir böſe?“

„Nein, Frau Wied. Wie ſollte ich. Ich fühle auch meine Schuld. Aber als ſie das Erſte zerſtört hatte — Sie wiſſen ſchon — ich meine — — da war eben Alles — Alles — da konnte ich einfach nicht mehr — und da mußte ich ſie verlaſſen....“

„Ja damals — aber ſpäter? Später?“

„Ich habe Ihnen eben nicht Alles geſagt, und das war unrecht von mir. Sie wiſſen nicht, daß ich ſchon lange in einer ganz anderen Gegend lebe. Das hat ſie eben auch nicht gewußt.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Nun, ich habe damals, als ich ſo ganz zerknirſcht nach Hamburg kam, in einer befreundeten Familie ein Mädchen kennen gelernt, das mir den Ausgleich brachte — ſo daß ich plötzlich ſah, das Glück iſt garnicht ſo fern.“

„Ah ſo — ſo ſo —!“

„Anna lernte ſie hier auch kennen und ge-

wann sie lieb, denken Sie — aber gestern — ich kann nichts dafür, ich habe mich eben nicht mit Anna verlobt... Und nun bin ich Ihnen sehr fremd, nicht wahr?"

„Nichts Menschliches ist mir fremd," erwiderte Mathilde unwillkürlich lächelnd, „aber ich muß Ihnen gestehen, Herr Brander, daß ich darauf nicht gefaßt war."

„Nun, dann will ich Ihnen zur notdürftigen Erklärung eine kleine Allegorie erzählen, die ich mal vor Jahren als Jüngling gemacht habe. Sie klingt so, als ob ich in meiner Unschuld damals schon vorausgeahnt hätte, was ich später selber erleben sollte. Die Geschichte ist kurz, ich werde Sie nicht langweilen. Es war einmal ein Felsen im Meer, Frau Wied, an welchem tagaus, tagein die Wogen anprallten, nur im ehrlichen Bemühen, ihn zu schmücken und zu kühlen, aber nicht, ihn zu überfluten. Der Felsen aber sagte: Ihr seid Wasser, und ich bin Stein. Zurück mit euch, ich bin in mir selbst gegründet. Da half nun das alte Meer den armen Wellen und öffnete ihnen ein gesundes, blühendes Flachland, das die Flut mit Wonne bei sich aufnahm und sich immer wieder von ihr küssen und kosen ließ."

„Und hat denn das Meer dieſes Flachland — Sie verzeihen, aber Sie brauchten ſelber den Ausdruck — lieber als den Felſen?“ fragte Mathilde.

„Was wiſſen die Wellen vom Meer, Frau Wied? Die laſſen ſich tragen, wohin es ſie trägt. Aber ſie wollen nicht umſonſt zerſchellen, denn die Ruheloſigkeit des Meeres bleibt ihnen ja doch.“

Er ſchwieg noch eine Weile und ſagte dann Adieu. Frau Wied begann zu arbeiten.

XIV.

An einem wunderholden Maitage fuhren Brander und Rieke Andreſen mit Onkel und Tante Geldermann nach Hamburg, um Hochzeit zu feiern. Dort, in den alten, verräucherten Fleeten, durch welche die erſten Frühlingslüfte zogen, auf der Alſter und draußen im Hafen, wo Weltumſeglerwünſche lebendig werden, verlebten ſie ſeltſam ſchöne Tage. Die Hamburger Verwandten umgaben ſie mit Liebe und gutem Eſſen, und in der reichen, genußfrohen Umgebung, zu welcher Rieke trotz ihrer verfeinerten Art gehörte, gefiel ſie Brander immer beſſer, wurde ſie ihm immer vertrauter. Gegen Ende Juni machten ſie ſich trotz aller Bitten und Gegenvorſtellungen los, um aus der ſüßen Bequemlichkeit heraus die erſte Wanderſchaft ihrer Ehe anzutreten. Brander nahm ein

leichtes Ränzel auf die Reise mit, denn er fühlte sich jetzt freier und gesunder als je, und er brauchte nur auf das hübsche, lustige Kind an seiner Seite zu blicken, das in seiner graziösen Schwäche doch so viel merkwürdige, tiefe Regungen hatte, um zu erkennen, daß das leichte, farbige Leben besser für ihn war als die schweren, einsamen Träume. Sie gab ihm den Wert des Augenblicks, wo er den Wert der Ewigkeit gesucht hatte, und daß sie nicht wußte, was sie ihm gab, das war ihr Liebreiz.

So fuhren sie nun nach Süddeutschland hinunter und machten einige Tage in München Halt, das Beide schon kannten. Dann ging es weiter nach Lindau und über den bewegten Bodensee, wo Rieke, die Hamburgerin, zu ihrer Schande beinahe seekrank wurde, nach Romanshorn und weiter mit der Bahn nach Zürich. Das Alles konnten sie an Sommertagen, von denen einer immer schöner war als der andere. In Interlaken begann es endlich zu regnen, aber sie ließen sich ihre gute Laune dadurch nicht stören, verbrachten vielmehr bei Asti spumante einen langen Abend im Hôtelzimmer, wo Rieke so tollen Unsinn machte, daß Brander sie schließlich in die Arme nehmen und das heiße Geschöpfchen mit Gewalt in's Bett

tragen mußte. Am frühen Morgen aber, als sie selber etwas benebelt in trübseliger Erwartung eines großen Nebels draußen aufstanden und an's Fenster traten, war der Himmel wie reingewaschen, und die Sonne glühte im leuchtenden Blau. Ihrem Fenster gegenüber aber lagen, was sie gestern nicht wußten, die dunklen Vorberge, welche das Lauterbrunner Thal bewachen, und in dem berühmten dreieckigen Ausschnitt zeigte sich strahlend in unberührtem Schneegewand die Jungfrau. Nun war bei Rieke kein Halt mehr, sie machten sich eilends auf den Weg und fuhren die wundervolle Bergbahnstraße von Interlaken über Lauterbrunnen nach Mürren hinauf. Es war ein märchenhafter Morgen, und immer näher, immer bezwingender lagen die weißen, strahlenden Firnen über dem grünen Thal in lichter Sommerruhe da. Brander und Rieke beschlossen sofort, auf mehrere Wochen in Mürren zu bleiben und wußten, daß sie damit das Beste gewählt hatten. Sie wohnten im Kurhaus, das hart am Abgrund über dem tiefen Thale liegt, durch welches sich wie ein silbernes Band die Lütschine schlängelt. Von ihrem Balkon aus hatten sie das ganze breite, schimmernde Bild der Berge, links die drei Großen:

Eiger, Mönch und Jungfrau, rechts dann zwischen anderen Spitzen das prächtige Tschingelhorn.

Branders Seele suchte in dieser hohen Welt die leichtfertige Hast der letztvergangenen Tage zu vergessen, sich emporzuheben zu dichterischem Schauen und angesichts seiner großen Werke sich ein Weniges mit dem Schöpfer zu unterhalten. Langsam, aber sicher und mit zwingender Kraft erwachte der Künstler in ihm, der lange dem Menschen zu Liebe geschlafen hatte. Und alsbald erfaßte ihn auch wieder das alte Poetenloos und trieb ihn hin und her durch dunkle Zweifel und schimmernde Hoffnungen. Die vielen unbekümmerten und lustigen Menschen, die sich im Hôtelgarten ergingen und täglich nur genießen wollten, was zu genießen war, erschreckten Brander, und er ging ihnen, wo er konnte, aus dem Wege. Rieke aber, ganz in der Art ihres Wesens, interessierte sich sehr bald für die verschiedensten Erscheinungen und that eher etwas dafür als dagegen, daß man sie kennen lernte. Sie fühlte sich außerordentlich wohl in der sorglosen Eleganz um sie her, und schon nach wenigen Tagen war sie mit drei jungen Engländerinnen intim befreundet. Brander lächelte dazu und gönnte ihr Alles, denn er konnte

ihr nicht gram ſein, aber er fühlte doch bald einen Zwieſpalt, mehr in ſeiner eigenen Natur, als in ſeinem Verhältnis zu ihr, entſtehen. Den Tropfen Schwermut aus ſeinem Blute, das Erbteil ſeiner einſamen Jugend entfernen, mit den Fröhlichen fröhlich ſein, er hätte es ſo gern vermocht; aber je tiefer er es wünſchte, deſto tiefer erkannte er auch, daß die Baſis ſeiner Kunſt gerade auf dieſer Schwermut, auf dieſen fernen, leiſen, unlebendigen Tönen ruhte. Auch Rieke waren dieſe Töne lieb, und ſie hatte ihm mit ihrem Kindermunde ſchon viel Holdes darüber geſagt, doch hier, wo ſie überall mit leichten, bunten Banden gefeſſelt wurde, lief ſie unbekümmert von ihm fort und mochte nur, wenn ſie vom Spiele müde war, in Branders Stille zurückkehren. Das war für den Dichter wenig, weniger als er gehofft hatte. Aber er machte ihr keinen Vorwurf, und gerade deshalb hielt ſie Alles, was ſie that, für gut und erlaubt und gab ſich ganz dem Vergnügen hin.

So rauſchten die Tage raſch dahin, und eines Morgens reiſten Riekes engliſche Freundinnen ab. Wenn auch die Auswahl unter den anderen Hôtelgäſten — Rieke kannte natürlich ſchon die meiſten — groß war, ſo behagte ihr doch Niemand ſo wie

die blonden Schweſtern, die ſie nun kaum wiederſehen ſollte. Sie trauerte ihnen nach und ließ ſchon die erſte Tennis-Verabredung mit anderen Bekannten auf dem Spielplatz im Stich. Es war ihr heute plötzlich ſchwer um's Herz, ſie wußte nicht wie, und in kindiſcher Angſt entſchloß ſie ſich, Brander aufzuſuchen, der, wie immer den Vormittag, bis zum Lunch auf einem der ſchönen Spazierwege Mürrens wanderte und ſein Arbeitsmaterial, das in einem Notizbuch beſtand, mit ſich führte. Sie wußte, heute wollte er den Waldweg nach Lauterbrunnen einſchlagen, und da er ſich jetzt ſchon auf dem Rückwege befinden mußte, wollte ſie ihm entgegengehen. Sie freute ſich ſchon an ſeiner Freude, ſie hatte lange nicht ſolche Sehnſucht nach ihm empfunden. Auch trug ſie eine leiſe Neugier im Herzen, ihn nach dem Briefe zu fragen, den er am Morgen bekommen und, ohne ihn zu öffnen, mit ſcheinbar gleichgiltiger Miene in die Taſche geſteckt hatte. Eine klare Vermutung, von wem er ſein könnte, hatte Rieke noch nicht, aber es war ihr unbehaglich, nicht Alles zu wiſſen, was er wußte.

Der Tag war heiß, und ſie ging mit raſchen

Schritten, das weiße Kleid emporhebend, über die ſtaubige Fahrſtraße, um möglichſt bald auf den ſchattigen Waldweg zu kommen. Pitt lief ihr nach und blickte melancholiſch auf das rote Dach ihres Sonnenſchirmes, dem er folgen mußte. Es ſummte und zirpte in der heißen Luft, und die Jungfrauhöhe zur Rechten war kaum anzuſehen, ſo flimmerten die Schneeflächen in der Sonne. Im Walde dann wurde es kühler, und Rieke verlangſamte ihre Schritte, indem ſie ſpähend zur Seite blickte, ob nicht an einer freieren Stelle, am Thalabhang zu ihrer Rechten, irgendwo Brander ſäße, botaniſierte oder ſchriebe. Aber ſie fand ihn noch nicht. An einer Biegung des Weges, wo ſich eine weite, blühende Wieſenfläche öffnete, die bis zum Rand der Thalſchlucht führte, bückte ſich Rieke plötzlich, denn ſie hatte ein ganzes Beet von violetten Anemonen entdeckt, und ſogar Enzian leuchtete blau aus den Gräſern hervor. Während ſie emſig pflückte und die Blumen in ihren Strohhut legte, den ſie abgenommen, hörte ſie plötzlich Pitt laut bellen und offenbar freudig davonjagen. Sie richtete ſich auf und ſah aus dem hohen Graſe hinter ihr Brander ſich aufrichten und winkend auf ſie zukommen. Sie ſchrie vor Freude und lief, die

Blumen fallen laſſend, ihm entgegen. Als ſie aber dicht vor ihm ſtand, ſah ſie, daß er ſehr blaß und angegriffen ausſah und nur mit Mühe ihre Freude erwidern konnte. Sie erzählte ihm kurz, warum ſie gekommen, und ſetzte ſich in die Wieſe, indem ſie auch ihn zu ſich hinunterzog. Pitt jagte unterdeſſen eine Schwalbe.

Sie ſchwiegen beide und ſahen in das tiefe Thal hinunter, das ſcheinbar leblos mit ſeinen weißen Dörfchen und bunten Matten am Silberband des Fluſſes lag. Breite Schatten von Wolken, die ſich allmählich um die Schneehäupter der Berge anſammelten, zogen über die Tiefe und die ſonnigen Abhänge. Ein Adler kreiſte in der Höhe, und von Zeit zu Zeit ertönte der Pfiff des Murmeltieres aus den Klüften und das dumpfe Rollen der Lawinen.

„Ich bin das ewige Spielen ſatt," ſagte Rieke plötzlich, indem ſie, die Hände unter dem Kopf gefaltet, ſich ſtreckte. Sie hörte nur ein kurzes, gutmütiges Lachen als Antwort, und das verletzte ſie, denn ſie hoffte im Bewußtſein ihres guten Entſchluſſes Anerkennung und keinen Spott zu ernten. „Was willſt Du?" fragte ſie. „Das Spielen muß doch auch ſein."

„Freilich, freilich," erwiderte Brander. „Das ist es eben."

Nun wurde ihr aber seine Art zu drückend, sie richtete sich zum Sitzen auf und sagte ungeduldig: „Du, sei nicht so geheimnisvoll. Du weißt, das mag ich nicht. Du gehst schon ein paar Tage so herum und lächelst erhaben, und ich bin unten durch. Was hast Du eigentlich? Habe ich was verbrochen? Nur offen sein, sagt Pastor Stange, sonst wächst man zu."

„Du bist ein kleines Dummchen," sagte Brander, sich ebenfalls zum Sitzen aufrichtend, und nahm ihre Hand in beide Hände. Sie wollte nun gleich übermütig werden und mit der anderen Hand wieder auf seine schlagen, da sah sie aber den wirklich ernsten und trüben Ausdruck seiner Züge, den sie noch nie an ihm gesehen — sie ließ ihn los und betrachtete ihn in der merkwürdigen Wandlung zum Ernst, zu welcher ihr Gesichtchen fähig war.

„Wenn Du mich nicht mehr lieb hast, sag' es nur gleich, dann spring' ich in die Lütschine."

Seltsam mischten sich Scherz und Wahrheit in ihren Worten. Und Brander überkam eine

tiefe Sehnſucht, ihr Alles zu vertrauen, ſich anzuſchmiegen an den kleinen, warmen Vogel. Wie ein Kind legte er ſtumm den Kopf in ihren Schoß, und ſie fühlte erſchrocken, wie es in ihm kämpfte und arbeitete. Zugleich aber ſah ſie, daß Alles noch Liebe war, und ſo gut, wie ſie ſein konnte, beugte ſie ſich über ihn, ſtreichelte den angegrauten Kopf mit ihren dünnen Fingern und flüſterte einiges, was ſie ſelber ſo wenig wie er verſtand. Aber es genügte, um ihm Faſſung zu geben — er richtete ſich auf, fuhr ſich energiſch durch's Haar und ſagte: „Unſinn... Man muß ſich ja vor Pitt genieren... Alſo ich will Dir ſagen, was los iſt. Der Brief iſt los, den ich heute Morgen bekommen habe — und den ich Dir nicht zeigen wollte."

Sie wurde doch blaß: „Der Brief — von wem —?"

„Na, kannſt Du Dir das nicht denken?"

Da wußte ſie es. „Von Anna!" rief ſie.

„Ja..." Er zog den Brief aus der Taſche und gab ihn ihr. Es war der erſte, den er ſeit Annas Abreiſe im März von ihr erhalten hatte, das erſte direkte Lebenszeichen, denn ſonſt erfuhr

er nur, was ihm Mathilde Wied aus den Briefen, die sie bekam, erzählte. Schon hatte er es aufgegeben, daß Anna jemals ihren Groll überwinden und sich ihm aussprechen würde. Er hatte ihr damals, am Tage nach ihrer Abreise, geschrieben und ihr Alles auseinandergesetzt, so gut und so warm er konnte, aber er hatte keine Antwort bekommen. Bis heute. Und heute kam eine, die ihn tief und wunderbar ergriff. Den ganzen Vormittag hatte er darüber gesessen, gekämpft und geträumt und empfand es nun förmlich als Erlösung, Rieke den Brief zu zeigen. Sie hielt ihn in der Hand und machte eine sehr banges, hilfloses Gesicht. Dann sagte sie endlich: „Ach lieber, guter — lies ihn mir — ich weiß sonst nämlich nicht, was ich lese. Das ist immer so, wenn ich aufgeregt bin. Nachher hab' ich das Wichtigste übersehen."

Er mußte unwillkürlich lächeln, nahm den Brief zurück und fand nun auch die Fassung, mit aller Wärme, die ihm seine Erregung gab, Annas Schreiben wiederzugeben, ja es wurde in seinem Vortrag allmählich zum Gedicht und nahm in der wundersamen Umgebung, wo Alles zu schweigen und zuzuhören schien, auch Rieke ganz gefangen.

Inſel Troyen,
Amt Trondhjem, Norwegen.
20. Juni 1897.

„Mein Freund!

Ich will nicht länger ſtill ſein, denn ſonſt verfällſt Du ganz dem Irrtum über die Gründe meines Schweigens. Hab' Dank für Deinen Brief und laß Dir ſagen, daß Alles, was ich in Deutſchland erfahren und erlebt habe, inzwiſchen andere Farben, andere Töne bekommen hat, von denen Du noch nichts weißt. Ich habe vieles erkannt und vieles mir und Dir verziehen, und die Tage hier oben in meiner alten Heimat wurden zu Jahren an Reife und Erkenntnis. Aus dem erſten Sturm, mit dem ich damals über das Meer nach Hauſe fuhr, habe ich mich an's Land gerettet, und wie einem Schiffbrüchigen der nächſte Morgen die ganze Welt verändert und erneut, ſo iſt es mir ergangen. Ganz losgelöſt von den alten Schmerzen, ganz nur in's Ewige und Gute verlangend, breite ich auch nach Dir die Arme aus, denn ich weiß es jetzt trotz Allem, daß Du mich kennſt, daß Du mein

Freund biſt und freundlich warteſt, bis Alles in mir klar geworden. Um welchen Preis ich es erreicht habe, iſt freilich ein anderes, ſeltſames und ſchwer begreifliches Kapitel, aber ich muß es Dir erzählen. Mir iſt dabei, als ſähen wir uns beide mit blaſſen und veränderten Geſichtern durch Nacht und Ferne an und dankten es nur dem Meere, das zwiſchen uns liegt, daß wir uns jetzt ſo gut verſtehen. Glaube mir, Brander, ich bin anders geworden, oder vielmehr, ich darf es ſagen, ich habe herausgeholt, was in mir war, ich habe geſiegt, wie Menſchen meines Schlages ſiegen können. Denn ich bin wenig, ſehr wenig, aber was ich bin, das will ich ganz ſein. Darum mußte ich Euch verlaſſen. Ohne Abſchied, ſo weh es mir that. Denn Du glaubteſt, ich zürne Dir, wo ich ſchon wieder angefangen hatte, Dir gut zu ſein. Und Deine Frau, die glaubt gewiß, daß ich ſie haſſe, wo ich angefangen habe, ſie zu lieben. Ich habe von Mathilde Wied gehört, wo Ihr jetzt ſeid, und daß Ihr Mann und Frau ſeid, und freue mich von Herzen daran. Bei Gott, dem Großen, den ich erkenne, ich freue mich daran. Und eine Freude würde es für mich ſein, wenn ich ein kleines Zeichen von Euch erhielte. Das käme in meine

Einſamkeit, Ihr wißt nicht wie — nicht ſchmerzlich, nein, wie ein leiſer, neuer Ton in die große Harmonie, die ich gefunden.

Ich ziehe den Vorhang von den letzten Monaten fort und erzähle, was inzwiſchen geſchehen iſt. Wohlgemerkt, ſchon ruhig und gefaßt und die Früchte des Unglücks genießend. Denn wir wiſſen nicht, ob es ſüß oder bitter iſt, was uns das Leben reicht, es darf nur kein Gift ſein.

Als ich nach Chriſtiania kam, war meine Mutter eben im Begriff, den Kammerherrn von Waldberg zu heiraten. Das erzähle ich Dir ganz kurz, denn es bietet nichts, um davon zu ſprechen. Ich konnte nicht mit meiner Mutter kämpfen, weil meine Seele noch mit Dir zu kämpfen hatte, und ließ geſchehen, was geſchah. Meine jüngeren Geſchwiſter adoptierte Waldberg, doch mit Peter, meinem älteſten Bruder, ſtand es ſchlecht; ſeine Augenleiden waren gewachſen, und da er ſo wenig wie ich dem Kammerherrn zur Laſt fallen wollte und dieſelbe Sehnſucht nach Einſamkeit im Herzen trug, ſchloß er ſich mir an; wir verließen Chriſtiania und zogen nach Norden, in ein kleines Gebirgsdorf. Ich arbeitete dort den ganzen Tag, ſchrieb, überſetzte, aber meinem Bruder ging es

ſchlechter und ſchlechter. Du weißt ja, welche Gefahr ihm immer drohte. Sie wurde Wirklichkeit, bevor wir es dachten. Sie wurde Wirklichkeit. Errege Dich nicht, mein Freund, nun iſt es ja ſchon lange her, und wo iſt die furchtbare Zeit geblieben? Ich reiſte mit Peter nach Trondhjem zu einem berühmten Augenarzt, aber in der Klinik, unter den beſten Händen, erblindete er, und ich mußte mich damit abfinden, wie er ſich innerlich ſchon längſt mit ſehenden Augen abgefunden hatte. Und ſo kam es, als ich ſelber alle Hoffnung verlor und bei ihm die Hoffnung beſtehen ſah, daß das ganze Weltbild für mich ſchwankte, daß ich ſtaunend nicht mehr wußte, ob ich der Blinde war oder er. Und in dieſer ganz furchtbaren, traumhaften Zeit kam mir endlich von außen eine Hilfe, die nicht weniger traumhaft war. Einen reichen Grundbeſitzer in Trondhjem, den beſten Freund des Augenarztes, lernte ich bei dieſem kennen, und er brachte eines Tages auch ſeine Frau mit. Rate, Brander, wer das war. Du rätſt es nicht. Das war Suſanna Kierkegaard, die „ferne Geliebte“ meines Bruders. Ich kann Dir jetzt nicht ausführlich erzählen, wie ich am Abend im Garten des Krankenhauſes mit Suſanna, die ich ja auch

bisher nur von Anſehen gekannt hatte, ſpazieren ging und allmählich dazu kam, ihr Vieles, ſchließlich Alles von meinem Bruder zu erzählen. Die Erſchöpfung nach den entſcheidenden Tagen, der berauſchende Frühlingsabend und die übermächtige Traurigkeit in mir, das Alles brachte mich dazu, ſein holdes Geheimnis zu verraten. Und ich glaubte es auch zu dürfen, denn er konnte die Geliebte ja nicht mehr ſehen und mußte für immer ſein Kunſtwerk im Herzen behalten. Was ich ſagte, wirkte ganz ſeltſam und wunderbar auf die junge Frau. Selber wohl von ihrer Ehe nicht ganz befriedigt, lauſchte ſie wie ein zitterndes Kind einem Märchen und erbarmte ſich in reiner, reifer Milde ihres blinden Freundes. Wir ſchloſſen Freundſchaft in dieſer Nacht, und ſie ſchwor mir in herrlicher Wärme, meinem Bruder ewig dankbar zu ſein für das tiefe Geſchenk, das er ihrer Seele gemacht hatte. Das Eine aber ſtand für uns beide feſt: Wenn ſie ihm half, durfte er nie etwas von dieſer Hilfe erfahren, das wunderbare Geſpinnſt, in das der Blinde ihre Geſtalt umſchloß, es durfte nie durch etwas Körperliches zerriſſen werden. Sie wollte ihm auch ferner als das Werk ſeiner Seele gehören, und mit unendlich feiner Sorgfalt

ſuchte ſie zu verhüten, daß ihr friſcher, praktiſcher Gatte, der ja mancherlei erfahren mußte, ſie nicht eine thörichte Schwärmerin ſchalt und im frohen Bewußtſein, auf den Blinden nicht eiferſüchtig ſein zu müſſen, ſie verſpottete. Das gelang ihr. Am nächſten Morgen eilte ſie zu mir und ſagte mir mit lieblicher Freude, was ſie erreicht. Vor den Strand von Trondhjem iſt eine Inſel gelagert, welche Troyen heißt und zum Grundbeſitze ihres Mannes gehört. Es iſt ein einſames Dünenland mit wenigen Bäumen, das vom Lande durch die nahen Berge gegen Sturm und Wetter geſchützt iſt. Glücklicherweiſe giebt es dort noch kein Seebad, und außer einigen Fiſcherhütten liegt nur ein hübſches, neues Landhaus dort, das Wiborg, der Mann meiner Freundin, für den Sommer gebaut hatte. Aber der Einſamkeit wegen, die er nicht liebt, hatte er dieſe Idee wieder fallen laſſen, leer ſollte das Häuschen auch nicht ſtehen, vermieten wollte er es nicht, und ſo ſollten mein Bruder und ich es als Gäſte bewohnen. Denke Dir, Brander. Und nicht nur für dieſen Sommer, vielleicht auch für den nächſten, vielleicht für immer. Aber mein Bruder denkt, er iſt in einer Dépendance der Augenklinik, er fühlt ſich nur ſeinem Arzt ver-

pflichtet und weiß von Suſanna nichts. Das iſt die größte Ruhe für ihn, und wie ſein Gewiſſen nicht beſchwert zu werden brauchte, ſo kann auch ich mich leichter fühlen und Wiborgs ewig dankbar bleiben. Suſanna hat meinen Bruder ſchon geſehen. Sie ging vorüber, als er mit mir am Strande lag, und mir fiel ſein Brief ein, den ich Dir damals im Tiergarten vorlas. Du weißt es noch, Brander. Da erzählte er mir, wie er in dem Seebade bei Chriſtiania am Strande gelegen, die ſchlanke, märchenhafte Suſanna, die vor ihm lag, ohne ihr Wiſſen beobachtet, mit ihrer Seele „Niels Lyhne“ geleſen und an ihrem Bilde gedichtet hatte. Nun wußte ſie, wer er war, und ſtand wie damals vor ihm, hinter ſich das Meer, und ſelber verändert, frauenhaft, in ſchöner Fülle, und betrachtete ihn, den Blinden, der nichts davon wußte. Wie damals dichtete er vielleicht an ihrer Seele. Und ich muß das mit anſehen. Ich muß das Geheimnis des Lebens ſehen, wie immer. Nur das Geheimnis. Giebt es eine Löſung? Ich frage Niemanden mehr. Auch Dich nicht, Brander. Ich frage nur mich ſelber.

Wiborgs ſind abgereiſt nach Dänemark, in ein großes Seebad, weil der Mann ſeltſamer Weiſe

Suſannas Begegnungen mit meinem Bruder wegen ihrer beginnenden Schwangerſchaft fürchtet. Nun ſind wir ſchon ſeit Wochen auf unſerer Inſel ganz allein. Nur die wenigen Fiſcherleute, die hier leben, verkehren mit uns, bedienen uns und bringen uns ihre ſchönen, friſchen Fiſche. Du kennſt nicht den goldenen Sommer am dunkelblauen, norwegiſchen Meer. Da ſitze ich faſt den ganzen Tag am Strande, und wenn ich nicht ſchreibe, ſo beſſere ich unſeren Freunden Netze aus, was ebenſo gut iſt wie ſchreiben. Und meinem Bruder, der die geblendeten Augen immer ſchließt und immer lauſcht, was ihm der Ozean erzählt, ihm leſe ich oft aus Deinen Gedichten vor. Immer wieder will er dieſelben hören, die „Dunkle Reiſe“ und den „Letzten Morgen“. Und ſo biſt Du uns nahe wie damals, bevor ich meine Heimat verließ, um Dich kennen zu lernen. Und wir haben uns garnicht mißverſtanden, Brander, denn Deine Seele ſind Deine Bücher, und Bücher ſind mehr als die Liebe einer Frau. Das weiß ich. Laß Deine Frau es erfahren, ſo wird ſie Dir immer beiſtehen können, wenn Gott aus Deinem Geiſte die Werke gebären läßt, die er gebären m u ß. Denn unſer Reich iſt nicht der kleine Friede, nicht das Haus,

das uns Frau und Kinder ſchenken, unſer Reich iſt die Verbrüderung mit den Elementen, iſt das, was wir hinausſenden über das Meer in die Ewigkeit und über den Tod hinaus. Wie es grollt und rauſcht, während ich Dir das ſchreibe. Wie es ſich nähert mit der ſteigenden Flut und nach meinen Füßen leckt, als wollte es mich hindern, Dir zu ſagen, was ich weiß. O denke an mich, daß ich ein ringender Menſch bin wie Du, daß ich Dich küſſen darf durch die Ferne wie eine Schweſter, bevor ich einſam ſchlafen gehe. Nur auf die Stirn, verſtehe mich recht, nur auf die Stirn.

Mein Bruder lächelt, er hat ſich in den Sand gelegt, das Antlitz in die Sonne gerichtet, und ich weiß nicht, ob er ſchläft. Sicher hört er meine Gedanken. Das hören Blinde. Sicher ſieht er meine Schmerzen. Das ſehen Blinde.

Ich wollte nichts von Schmerzen ſagen. Morgen ſchreibe ich wieder. Anna."

Brander und Rieke ſaßen noch lange traumbefangen in ihrer großen Welt und dachten an die andere große Welt. Als er endlich aufblickte, ſah er, wie edel ihr kleines Antlitz zugehört, wie ſie mit leiden konnte, mit erkennen — auch ſie. Da

zog er sie leise an sich und sah ihr sinnend in's Auge.

„Du mußt es mit mir versuchen," flüsterte sie, „und Anna sagt es ja auch."

„Bist Du ihr böse?"

Sie zuckte zusammen. „Brander, Brander, habe ich das um Dich verdient? Daß Du mich so was fragst? Bin ich denn gefühllos gegen die Berge? Denn so ist Anna."

„Jungfrau," sagte Brander und nickte mit träumendem Lächeln.

„Der ist sie sicher verwandt. Und was bin ich? O je."

Sie sah sich um, als suchte sie ein Gleichnis für sich selber. Und plötzlich huschte ein liebliches Lächeln über ihre Züge, sie bückte sich rasch zur Seite, rupfte einen Halm aus dem warmen Erdreich und zeigte ihn Brander. Den feinen, grünen Pfad hinauf kletterte ein eifriger, kleiner Marienkäfer. Rieke sah Brander an, während er das Tierchen betrachtete, dann mußte sie es aber fallen lassen, denn er zog sie an's Herz und küßte sie wie nie zuvor.

Setzmaschinensatz und Druck von A. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin SW.

Romane von Herman Bang:

Am Wege. Roman.

„Am Wege" ist eine eigenartige Arbeit von intimem Reiz. Die Leser werden unbewußt unter den Willen des Erzählers gezwungen; er weiß ihnen seine Welt so anschaulich und vertraut zu machen, daß sie hören und sehen wie er, als hätten sie unter all den Leuten des kleinen Kirchspiels in beschaulicher Freundschaft gelebt. Trotz des gesunden Realismus und der frischen Art des Erzählens wirkt das Ganze ruhig-abgeklärt; wie eine stille Melodie, die ein heimliches Trauern weckt, das über persönlichem Leid und persönlichem Glücke steht.

Das Buch wird reife, denkende Leser bis zur letzten Seite fesseln, es bietet eine Fülle prächtiger charakteristischer Schilderungen allerlei Lebens; leise, schwermütige, müde, wie die Bilder bei Kathinkas Heimatsbesuch, und lustige, fröhlich-derbe, wie die Jahrmarktsfahrt und das Fest im Pfarrhaus.

Hamburgischer Correspondent.

Die vier Teufel. Excentrische Novelle.

... Eine feine Künstlerhand hat hier die Feder geführt und mit unerbittlicher Konsequenz von dem Tod zweier armen Clowns erzählt, ehe sie vom Leben etwas hatten. Ein Kunstwerk alles in allem!

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Hoffnungslose Geschlechter. Roman.

.... Der Gesamteindruck ist ein gewaltig packender, ein in geradezu schmerzhafter Weise erschütternder. Der Verfasser schildert die letzten Sprossen einer degenerierten Adelsfamilie: einen im Wahnsinn endenden Vater und dessen Sohn, der als trauriges Erbteil von der Familie her eine übergroße Empfindsamkeit erhalten hat und an deren Folgen zu Grunde geht. „Nervöse Spannkraft" an Stelle der gesunden Lebenskraft in anderen Jünglingen, das ist das charakteristische und tragische Agens im Leben dieses Helden, und alle Merkmale desselben sind von dem Verfasser ebenso fein der Natur abgelauscht wie markig dargestellt. Zu den wirksamsten Stellen des Buches gehören die, in denen die Seelenangst der Mutter und der beiden Kinder um den so merkwürdig verwandelten Högs geschildert wird, und dann der Wahnsinnsausbruch bei letzterem. In dieser Szene zeigt Bang deutlich, daß er sowohl über die Kraft wie über den Adel wahren Dichtertums verfügt: was aus ihr zu dem Leser spricht, ist echte, markerschütternde Tragik.

Leipziger Tageblatt.

Felix Holländer:

Der Weg des Thomas Truck.

Roman. 2 Bände. 4. Auflage.

. . . . Das Erscheinen dieses Buches bedeutet ein wirkliches Ereignis der deutschen Litteraturgeschichte. Welch eine Fülle von interessanten Zeittypen und Persönlichkeiten quillt vor uns auf. Wie blutvoll und verschieden sind diese Menschen.

Vossische Zeitung.

. . . Ein Erziehungsroman ist auch Felix Holländers „Thomas Truck", aber ein Erziehungsroman im höchsten Stile, geistig wie künstlerisch. Ich sehe nicht an, das Werk zu den bedeutendsten Litteraturschöpfungen der letzten Jahrzehnte zu rechnen, zu den Schöpfungen, die eine Epoche abschließen und eine neue heraufführen. Geistig wie künstlerisch zieht er gleichsam die Summe aus den Entwicklungen des vorigen Jahrhunderts; es spiegelt noch einmal all die Erscheinungen wieder, die im wesentlichen den Gang der jüngsten Entwicklung bestimmten, es konzentriert in sich die Ergebnisse der modernen Litteratur- und Geistesbewegungen und führt über diese Ergebnisse hinaus zu neuen Aus- und Fernsichten. Von Goethe zu Tolstoi leitet der Weg, den das Werk durchmißt, von der Skepsis zur Gläubigkeit, vom Naturalismus zum Idealismus. Künstlerisch imponiert an dem Roman in erster Reihe die fast homerische Objektivität, mit der Holländer seinen Gestalten wie den Bewegungen der Zeit gegenübersteht. Eine Objektivität jedoch, die nichts Kühles und Gemessenes hat, die, wo es darauf ankommt, eine leidenschaftliche Anteilnahme keineswegs ausschließt . . . .

Velhagen und Klasings Monatshefte.

. . . Es ist der reifste, tiefste und fesselndste Roman, den Felix Holländer bisher veröffentlicht hat. Er knüpft an das große Goethesche Vorbild und an Kellers „Grünen Heinrich" an. Die Weltanschauung des Thomas Truck trägt Holländer nicht in den trockenen und nüchternen Formeln der Denkarbeit, sondern in schwungvollen, poetischen Apostrophen vor. In dieser Zeit der Gärung und des Ringens um neue Welterkenntnis verdient dieser Roman die ernsteste Beachtung. Er zeigt von neuem die Thatsache, daß es heute gerade die Dichter sind, welche mit neuen Ideen bahnbrechend vorangehen.

Der Tag (Berlin).

Ellen Key:

Essays.

5. Auflage.

. . . . Ich kann es nicht warm genug empfehlen für den, der sich mit den in den Vordergrund getretenen Fragen des modernen Lebens auseinandersetzen will. Der hinreißende Stil, der freiflutende Enthusiasmus macht dies Buch des Glaubens zu einem modernen Erbauungsbuch. In den Essays „Weibliche Sittlichkeit" und „Das Weib der Zukunft" zeigt sich wieder die große Liebe für ihr Geschlecht, diesmal in kühneren und nie gesprochenen Worten; aber dann greift sie weiter aus und gleich Emerson mit dithyrambischem Schwunge singt sie das Hohelied der Persönlichkeit, der bewußten Seele in den Essays „Kulturveredlung", „Stille", „Mut", „Die Freiheit der Persönlichkeit". Wenn man doch dergleichen in großen Massen unters Volk werfen könnte! Und noch mehr großes steht darin. Da füge ich wieder eins hinzu zu den wenigen Büchern, die ich stets mit Vorteil für meine Stimmung aufschlagen werde. Es ist bezeichnend, daß in diesen Tagen ein solcher prophetischer Ton auf jener Seite sich herauswagt. Kein Mann redet heute so mutig und siegesgewiß. Ich denke, Ellen Key wird den Haß und die Verunglimpfung der Kleinen, Parteien ertragen können. Ich grüße sie mit Hochachtung.

Ernstes Wollen.

Die Wenigen und die Vielen.

Neue Essays.

Ellen Key, was für ein Name! Was für eine Summe von begeisterter Arbeit, von nachhaltigen Erfolgen geht von ihm aus . . . . . Eine mit blendendem Geiste geschriebene Betrachtung über das Verhalten des Sozialismus zum Nietzscheschen Individualismus leitet den geschmackvoll handlich ausgestatteten Band ein. Es folgen tiefgedachte Betrachtungen über das Problem des Egoismus und Altruismus, über die Seelenkunst Ibsens. Als das Hervorragendste des Werkes möchten wir die drei Essays bezeichnen, die mit bilderreicher Sprache tiefgehende Fragen des Rechtes und Unrechtes der Frauen und ihrer Bestrebungen behandeln. Sie enthalten eine Blütenlese von Ansichten, die für Jahrzehnte, ja vielleicht für immer geltende Wahrheiten enthalten.

Arbeiterwille.

Thomas Mann:

Buddenbrooks.

Roman. 2 Bände.

. . . Vier Generationen einer Lübecker Patrizier-Familie, vier Großkaufmanns-Generationen läßt der Dichter vor uns einander ablösen. Wir sehen Kinder heranwachsen, heiraten und wieder Kinder in die Welt senden, wir sehen diese scharf contourierten und mit frappanten Einzelzügen deutlich von einander abgesetzten Menschen essen, schlafen, sich sehnen, sorgen, schaffen und erkranken. Und aus ihrem Wesen wächst ihr Schicksal. Mit einer Technik, die nur strengste Selbstzucht einer blutstrotzenden Phantasie abringt, wird das Hinsiechen dieses gewaltigen Baumes — Familie Buddenbrook — in Bildern von vehementer Regsamkeit entwickelt. Wie in den Kindern schon, die in die Tradition wachsen sollen, der Keim des Niederganges treibt, wie sich mühsam die eben ragenden Glieder oben zu halten suchen, wie unausweichlich das Ende naht, der psychische und physische Zusammenbruch, das im Blute gegebene, vor neidischen und hämischen Mitbürgern, die knirschend verehren mußten, nicht mehr zu maskierende Absterben. Ein Zug ins Ungemessene eignet allen Buddenbrooks. Und die Kraftlosigkeit ihrer gesamten Konstitution verdirbt diesen nicht recht begriffenen, aber von einzelnen zäh bekämpften Trieb. Da ist Thomas, der Konsul, das Haupt der Familie, der seiner Firma und ihrer Wucht nicht mehr gewachsen ist, da ist Toni, seine Schwester, aufgewachsen in gläubiger Ehrfurcht vor dem Glanze ihres Vaternamens, da ist Christian, der Bruder, das wandelnde Symbol der Decadence seines Hauses, begabt, ironisch, cynisch, marklos, da ist der kleine Hanno, die bange Zukunftshoffnung des entwurzelten Machthabers, dem selbst die Standarte des Hauses aus den zitternden Händen sinkt, Hanno, der langsam Sterbende, das scheue Kind, das nicht mehr Mann werden kann, weil es der Sohn der Ohnmacht ist.

Was ist das Wunderbare an diesem unbewegten, mit fester Chronistenhand Zeile um Zeile sorgfältig aufgebauten Buche? Warum erleben wir an der eigenen Seele alle diese so gleichgiltigen Geschehnisse, diese Tagtäglichkeiten eines weltabgeschiedenen Bürgerhauses, warum ist es uns, wenn wir den Band dann vor uns hinlegen, weh und wund ums Herz? Ist es die unerhörte Meisterschaft der Darstellung, diese kalte, ruhige Macht der Erzählung? Ist es der hellängige, sonore Dichter, in dessen Schatten diese Menschen wurden und verdarben? Rühren wir nicht an dieses zarte Geheimnis. Es ist das Märchen der Schöpfung.

Auszug aus einem Feuilleton der **Wiener Abendpost.**

John Henry Mackay:

Der Schwimmer.

Roman.

So ist auch dieser Roman, die Geschichte eines Meisterschwimmers, in seiner Beherrschung des Stofflichen, in der exakten Kenntnis des Schwimmsports mit allen seinen Künsten, Finessen, Tricks und Lockungen, fast in der Manier eines Sportberichtes geschrieben. Aber das Künstlerische daran ist die Auffassung des Themas. Gezeigt wird ein junger Mensch, der in dieser Leidenschaft sinnlichen, einzigen Genuß, Entwickelung und höchstes Gefühl der eigenen Körperkraft und Schönheit, dann Ehrgeiz, Ruhmsucht im ungemessenen Erfolg und schließlich die grausame Tragödie der Einsamkeit und Enttäuschung erlebt. Das Gleichnishafte jedes nach Ruhm greifenden Lebens wird eben in diesem bescheidenen Meisterschwimmer dargestellt, ganz mit unabsichtlicher Ruhe und Sicherheit löst es sich aus, und so ergiebt sich eine wahrhaft schöne, tragische Ironie.

Die Wage (Wien).

Jakob Wassermann:

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Roman. 4. Auflage.

. . . . Manche sinnende Stirn wird sich darüber beugen, manches Auge wird sich feuchten und aus verschütteten Tiefen wird eine wehmütige Bejahung aufsteigen. Ueber den Glanz seiner bildnerischen Phantasie, über die Pracht seiner Sprache will ich nicht weiter reden, nachdem ich schon einige Proben gegeben habe. Es kam mir auch nicht darauf an, das Buch nachzuerzählen oder zu analysieren, sondern ihm Freunde zu erwerben und dem Leser zu sagen, was ihn an ästhetischer Freude und menschlichem Gewinn erwartet. Seitdem der alte Fontane tot ist, der das Schicksal der kleinen Effi Briest in die verstehende Milde der Alterserfahrung gehüllt hat, ist in diesem Frauenroman zum ersten Male wieder ein Kunstwerk zu begrüßen und ein Künstler, der menschlich tief und reich genug scheint, um eine Entwickelung zu noch reiferen Werken zu versprechen.

Vossische Zeitung (Berlin).

S. F.